Israelitische Wochenschrift

Nr. 14. Berlin, 1. April 1904. Jahrgang XIII.

Jüdische Gemeinde.

Gottesdienst.

Freitag, den 1. April, abends $6\frac{3}{4}$ Uhr.

Samstag, den 2. April, in der Alten Synagoge mrgs. $8\frac{1}{2}$ Uhr, in den anderen Synagogen mrgs. 9 Uhr.

Abendgottesdienst 7 Uhr 22 Min.

Gottesdienst an den Wochentagen: Alte und Kaiserstraßen-Synagoge morgens $6\frac{1}{2}$ Uhr, in den anderen Synagogen 7 Uhr. Abends in allen Synagogen $6\frac{1}{2}$ Uhr.

Fest-Gottesdienst.

Dienstag, den 5. April, abends 7 Uhr.

Mittwoch, den 6. April, in der Alten Synagoge morgens $8\frac{1}{2}$ Uhr, in den anderen Synagogen morgens 9 Uhr.

Predigten: Alte Synagoge, vorm. $9\frac{1}{2}$ Uhr, Herr Rabbiner Prof. Dr. Maybaum. Neue Synagoge, vorm. 10 Uhr, Herr Rabb. Dr. Weiße. Synagoge Kaiserstr., vorm. 10 Uhr, Herr Rabbiner Dr. Stier. Synagoge Lindenstr., vorm. 10 Uhr, Herr Dr. Warschauer. Synagoge Lützowstr., vorm. 10 Uhr, Herr Rabbiner Dr. Rosenzweig.

Mittwoch, den 6. April, abends $7\frac{1}{4}$ Uhr.

Donnerstag, den 7. April, in allen Synagogen:

I. Gottesdienst mit Seelenfeier morgens $7\frac{1}{2}$ Uhr.

II. Gottesdienst mit Seelenfeier morgens 10 Uhr.

Predigten: Alte Synagoge, Herr Rabb. Dr. Eschelbacher. Neue Synagoge, Herr Rabbiner Prof. Dr. Maybaum. Synagoge Kaiserstr., Herr Rabb. Dr. Rosenzweig. Synagoge Lindenstr., Herr Rabbiner Dr. Blumenthal. Synagoge Lützowstr., Herr Rabbiner Dr. Stier.

Der Zutritt zum II. Gottesdienste ist nur gegen Vorzeigung der Eintrittskarten gestattet.

Abendgottesdienst 7 Uhr 31 Min.

Aus Anlaß der Feier unserer silbernen Hochzeit sind uns von nah und fern so viele Zeichen liebevoller Anteilnahme zugegangen, daß es uns fürs erste unmöglich ist, jedem Einzelnen zu sagen, wie sehr er uns erfreut hat. Wir bitten daher unsere Freunde und Bekannten, einstweilen auf diesem Wege die Versicherung unseres herzlichsten Dankes entgegennehmen zu wollen.

Rabbiner **Dr. Eschelbacher** und **Frau**

Aus einer Stiftung sollen die vorhandenen Zinsen an hiesige **jüdische Wöchnerinnen** oder an solche **jüdische Frauen, welche ihrer Niederkunft entgegensehen,** jetzt verteilt bezw. als Darlehn vergeben werden. Nach dem Statut der betreffenden Stiftung sollen in der Regel nur Personen, welche der öffentlichen, städtischen oder jüdischen Armenpflege bisher nicht verfallen sind, berücksichtigt werden. Gesuche — **nur schriftlich** — sind bis spätestens 15. April d. J. zu richten an **Frau Clara Unger,** Bayreutherstraße 35.

Das Kuratorium.

Für das Jüdische Krankenhaus in Memel wird zum 1. Mai d. J. eine

jüdische Pflegerin

bei freier Station und 300 M. Jahresgehalt gesucht. Bewerbungen sind zu richten an das Kuratorium des Jüdischen Krankenhauses zu Memel.

Israelitische Wochenschrift

Zeitschrift für die Gesamtinteressen des Judentums.

Nebst dem Beiblatt: Jüdisches Litteraturblatt.

Verantw. Redakt.: M. A. Klausner, Berlin W., Tauenzienstr. 19a. Telephon: Amt IX, Nr. 5567.

Verlag: Arthur Scholem Berlin C., Roßstraße 3. Telephon: Amt 1, Nr. 5729. Post-Zeitungsliste Nr. 3934.

Bezugspreis vierteljährlich: Deutschland u. Oesterreich-Ungarn 3,00 Mk. alle anderen Länder 3,50 Mk.

Nr. 14. Berlin, 1. April 1904. Jahrgang XIII.

Erscheint an jedem Freitag, das jüdische Litteraturblatt monatlich zweimal. Zu beziehen durch die Post oder unsere Expedition: Berlin C. 19, Roß-Straße 3.

Anzeigen für die einspaltige Petitzeile oder deren Raum 30 Pf. Bei Wiederholungen Preisermäßigung. Alle Annoncen-Expeditionen sowie unsere Expedition nehmen Anzeigen entgegen.

Für die Redaktion bestimmte Mitteilungen erbitte ich an die Adresse: Berlin W., Tauenzienstr. 19a. M. A. Klausner.

Inhalt.

Zum Gedächtnis Salomon Sulzers.

II.

> Laßt uns die berühmten Männer preisen und die Väter unseres Geschlechts. Sie dichteten harmonische Lieder und verfaßten schriftliche Gesänge.
>
> Ben Sira XLIV, 1. 5.

Sulzer war ein Künstler von eminenter Genialität. Die Fähigkeit, mit dem Werk zugleich „Muster und Regel" zu schaffen, ist stets von der Kunstgeschichte mit diesem epitheton ornans belegt worden. Und dieser Maßstab der Genialität will und kann auch an das Genie und die Geisteskraft Sulzers angelegt werden. Wenn freies Schaffen des Geistes oder, wie die Aesthetiker sagen, „das Aus- und Ueberströmen der im Innern gleichsam wallenden und quellenden Ideen" den Kunstjünger zum Künstler macht, so war Sulzer ein Künstler von Gottes Gnaden! Um die Genialität und Künstlerschaft Sulzers voll würdigen zu können, muß man einen Blick auf die Kunstgenossen seines Fachs und seiner Zeit werfen. Auch die Väter „seines" Geschlechts dichteten harmonische Lieder und verfaßten schriftliche Gesänge. Aber wenn die heutige hochgebildete Zeit die Produkte dieser „Fachgenossen" vom Standpunkt der Geschichte aus betrachtet, kommt sie doch bald zu dem Resultat, daß jede Kunst nur solange Bestand hat, als sie ihre Blüte und Lebenskraft, d. h. die wirklichen Höhepunkte ihrer Entwicklungsfähigkeit aufweist. Ist sie nicht mehr entwicklungsfähig, steht sie nicht mehr auf der Höhe, oder geht sie gar zurück, weil die Menschen sich nicht mehr an ihr erfreuen wollen, so ergeht es ihr, wie es überall in der Natur da draußen zu ergehen pflegt: sie verblüht, stirbt ab, um entweder dermaleinst wieder von neuem aufzuleben oder für immer unterzugehen. Die Entwicklungsfähigkeit einer Kunst kann demnach in gewissem Sinn noch als ein Wahrzeichen ihrer Lebensfähigkeit aufgefaßt werden. Ist aber der Niedergang ein stabiler geworden, so daß sie sich nicht mehr aufzuraffen vermag, dann spricht man von ihr als von einer abgestorbenen Kunst, und sie wird mit Vorliebe zum Gegenstand der Betrachtung und Forschung anstatt der Reproduktion erhoben: sie wird geschichtlich. Der Forscher, Kenner, Freund und Beschauer erfreut sich hier und da noch an ihr, als strahlte sie in blühenden Farben, als strömte sie noch duftenden Hauch aus; in Wirklichkeit aber ist sie nicht mehr vorhanden. Sie beschäftigt nur noch den passiven Betrachter und Beschauer, der seine Erkenntnis heben und mehren will, nicht aber den produktiven Künstler, daß er ihr nacheifere. So ergeht es den einzelnen Kunstformen, ähnlich ergeht es den Trägern einer Kunst, wenn letztere auf dem Weg ist, „geschichtlich" zu werden, und dies ist mit dem Vorbeter und seiner Kunst der Fall. Im Altertum hatte man für das Amt des Kirchensängers eigene, hochklingende Titel: Der Kantor der anderen Kirchen wurde als „Protopsaltes", „Primicerius", als „Präfectus Scholae Cantorum", als „Confessor", „Prăcentor", „Canonarch" usw. bezeichnet, während er bei den Juden nur als שליח צבור (angelus) bezeichnet wurde. Indes galt bei letzteren die talmudische Sentenz: אין גדולה בפלטין של מלך „im Palast des Königs, d. w. s. im Tempel, gilt keine „Gedulla", kein Hoheitstitel". Da sind die

Vorbeter „Knechte Gottes, die da stehen im Hause des Herrn in den Nächten", gleichsam als die Hüter und Wächter des Tempels. Und in der Tat bedeutet חזן דמתא — ein Titel, den die „Stadt-Chasanim" (z. B. die der Meiselsynagoge zu Prag) mit Anspielung auf die talmudische Frage: אטו יעקב אבינו חזן מתא הוה zu führen pflegten — nichts weiter als „Wächter", im Sinne eines Aufsehers, eines Episcopus. Dagegen wird der Vorbeter schon im Midrasch als Träger des „Narrenliedes" gekennzeichnet, indem das biblische איש שומע שיר כסילים (Eccles. 7, 5) auf ihn bezogen wird, eine Auslegung, die der Chasan mit dem „Meturgeman" gemeinsam trug und die der Volkswitz zum ausgesprochenen „Narren" umwandelte. Die Gelehrten entschädigten dafür den gekränkten Sängerstolz, indem sie das Wort חז"ן akrostisch deuteten, er müsse ein ח"כם בתורה, ein ז"קן und ein נ"שוי: gelehrt in der heiligen Schrift, mindestens 30 Jahre alt und verheiratet sein. Aber wie der römische Sänger als „Fabarius", als „Bohnenesser" bezeichnet wurde, weil er vor dem Singen, in Aengstlichkeit um seine Stimme, nichts ordentliches zu essen wagte, dagegen stets Bohnen zu sich nahm, „um dadurch die Stimme gut zu machen" (Walther, Musik. Lex. 1732, S. 234*), so waren auch die Vorbeter alter Tage um ihre Stimmen besorgt, mieden den Genuß von Nüssen, um sich nicht „räuspern" zu müssen, und riefen an den hohen Festtagen alle Engel an, die bedrohte Stimme in ihren Schutz zu nehmen. Da war der Engel Piskôn (פיסקון), der vor Stimmbruch schützte, Itamôn (איטמון), der die Atemnot fernhielt, Sigrôn (סיגרון), der das Zuschnüren der Kehle und so das Versagen von Stimme und Sprache verhütete, und der Matador Metatron (מטטרון שר הפנים), der allein siebzig verschiedene Namen hatte und der erste Schutzpatron der Chasanim war. Aber sie riefen noch die sonst unbekannten Schutzengel an, indem sie im Namen des Schemaja (שמעיה), Sariel (שריאל), Kasta (קסטא), Pista (פיסתא), Ismar (אסמר), Istamar (אסתמר), Sengaluf (סענגלוף) die Engel beschworen: Ich N. N., Sohn des N. N., beschwöre Euch, daß Ihr mir beisteht, auf daß ich heute mit heller, lieblicher und klarer Stimme vorbeten könne, daß meine Kehle nicht vertrockne*) und mein Geist nicht ermatte, meine Kraft nicht ermüde. (Vgl. Zunz, syn. Poesie 478 unter פסקון und אופן לבעל התפארת, Minh. Aschken. ש' בראשית, M. Prag 8. Pesach, M. Polen 3. Sabb. nach Pesach, und לבוש או"ח § 584 und 619, der die Engelanrufungen abgestellt sehen will, sowie die Glossen zu E. Tyrnau, Tischri 115).

Sticht aus diesem Geist des alten Vorbetertums eine längstvergangene Auffassung hervor, die im תלמיד ע"ז מ"ד ihren Ursprung hat, so darf andererseits die Tatsache hier nicht unterdrückt werden, daß es zu allen Zeiten auch hochbegabte und musikalische Vorbeter gegeben. Aber Sulzer sollte es vergönnt sein, seine ganze Künstlernatur in den Mittelpunkt und Dienst einer reformfreundlichen und -bedürftigen Zeit zu stellen und nach dieser Seite hin „Schule" zu machen. Welche Anregungen er in seinem lieben Wien gefunden, welchen Segen für ihn und sein Fach der Umgang mit Mannheimer, Löw, Jellinek, Jost, Saalschütz und Anderen, mit sich führte, führen mußte, soll der nächste Artikel zu geben versuchen.

*) „Wie hohe Anforderungen man damals (im 9. Jahrh.) an den Sänger (Kirchensänger) überhaupt stellte, ergibt sich aus den Vorschriften des berühmten Erzbischofs von Mainz, Rabanus Maurus: „Der Psalmist" — sagt dieser — „muß in Stimme und Kunstfertigkeit sich dermaßen auszeichnen, daß er durch süßen Reiz die Gemüter in Erregung setzt. Seine Stimme darf nicht rauh, nicht heiser, nicht mißtönend sein, sie muß vielmehr einen vollen Klang entfalten, muß lieblich und hell tönen, zugleich biegsam sein und die Fähigkeit besitzen, die Töne und Melodien so wiederzugeben, wie es die Heiligkeit der Religion verlangt . . . Auch soll sie nicht den Charakter der weltlichen Musik oder gar der theatralischen Kunst verraten, sondern vielmehr das Gefühl der Zerknirschung im Hörer erzeugen. Eine vollkommene Stimme muß hoch, hell und angenehm sein; hoch, damit sie steigen kann, hell, um mit ihrem Klang die Ohren zu erfüllen, angenehm, um der Seele des Hörenden zu schmeicheln. Die Alten enthielten sich, wenn sie singen mußten, schon den Tag vorher der gewöhnlichen Speisen, sie nahmen, um ihre Stimme gut zu erhalten, nur einige magere Gemüse zu sich, weshalb man die Sänger „Bohnenesser" zu nennen pflegte" (Schelle, die päpstliche Sängerschule in Rom, genannt „die Sixtinische Kapelle", Wien 1872, S. 152 ff.).

*) Nach Psalm 69, 4; Luther übersetzt: „heisch", d. h. heiser werde.

Tolstoi ein Essäer.

Von Rabbiner Dr. Max Beermann-Insterburg.

In einem Saal der Berliner Sezession habe ich vor Jahren eine merkwürdige Bronzefigur gesehen. Es war die Darstellung des ersten Menschen, wie er in strahlender Schönheit aus des Schöpfers Hand hervorgegangen. Ein Jüngling wars, unbeschreiblicher Liebreiz lag über der ganzen Gestalt ausgebreitet. In seiner Hand hielt er ein winziges Blümlein, mit seinen schlanken Fingern öffnet er vorsichtig den Kelch der kleinen Blume, und seine großen Augen senkt er tief hinein in das unerschlossene Geheimnis, ein schönheitsvolles Symbol ewigen Forschen und Fragens.

Daneben war ein andrer Menschheitsrepräsentant dargestellt. Ein Arbeiter, stiernackig, robust, vom Tagewerk ermüdet, umgesunken mit gelösten Gliedern. Und man sieht das Leben dieses Mannes: Arbeiten bis zum Umfallen in schlaftrunkener Ermattung, erwachen, wieder arbeiten, und wieder schlafen. Das sind die beiden großen Typen des Menschentums: der vom Forschergeist Verklärte und der durch die Fesseln der Arbeit Beschwerte.

Weite Strecken der Geschichte gehen die beiden getrennte Wege: der Gedankenschöpfer und der Erdarbeiter. Selten sind die Szenen und darum um so ergreifender, da der Heros der Erkenntnis sich herniederbeugt zu seinem von der Last der Frohn niedergedrückten Bruder, teilnahmevoll, mitleidig, um ihn zu erheben und zu erlösen. An solchen Aufblick zu den Firnen der Menschenliebe, zu den Gipfeln idealer Gesinnung führt die folgende Betrachtung der Essäer und ihres modernen Spätlings, des Grafen Leo Tolstoi.

Geheimnisvoll und dunkel ist Name und Ursprung der Sekte. Sie heißen und sind die Sanften und Stillen, die Sehnenden und Sinnenden. Epigonen der Prophetenanhänger, die den Reichtum haßten und die Armut verherrlichten, die Erde verachteten und den Himmel begehrten, hatten sie sich um die Zeit der hellenistischen Wirren in Palästina, also etwa im zweiten vorchristlichen Jahrhundert, zu einem Mönchorden in der Oase Engedi zusammengeschlossen. Und wie der pietistische Kreis, der sich in Verehrung um die altisraelitischen Gottesmänner gebildet hatte, heraussstrebte aus der zeitgenössischen

Kultur zu der früheren beduinischen Lebensweise, so haben ihre essäischen Nachfahren und Geisteserben unter dem Firnis der eindringenden hellenischen Gesittung die sittliche Fäulnis erkannt und den kühnen Entschluß gefaßt, an einer Umgestaltung der Lebens- und Gesellschaftsformen nach den Normen ihrer sittlichen Ideale zu arbeiten.

Endlich sollte sich die alte Losung vom Sinai verwirklichen: Ihr sollt mir sein ein Reich von Priestern und ein heilig Volk. In weißen Linnengewändern, ihren Ordenskleidern, versinnbildlichten sie diesen Gedanken des allgemeinen Priesterstandes jedes gottverehrenden Menschen, und in dem täglichen Quellbad bei Sonnenaufgang sahen sie ein Gleichnis der ethischen Läuterung der Seele, der sie nachtrachteten. „Zähe Zuendedenker" und moralische Radikale, wollten sie den Menschen aus den Banden der sinnlichen Triebe gänzlich befreien und an die Stelle der Ehe eine Seelenfreundschaft zwischen Mann und Weib treten lassen.

Nur durch Umkehr und Einkehr, durch Selbstbesinnung und Lebensheiligung, durch die völlige Verjüngung und Neugeburt könne sich der herrliche Traum der Propheten vom kommenden Himmelreich auf Erden verwirklichen. Die Gottesherrschaft hienieden wollen sie begründen, nicht durch äußerliche Geberden, sondern durch innere Umwandlung, durch Herbeiführung einer Gesellschaftsordnung, die in allen Stücken mit dem göttlichen Willen übereinstimmt. Die unheilvolle Macht des Geldes — denn auch für diese Semiten schien am Gold der Fluch zu haften — sollte durch weitmöglichste Anbahnung der Gütergemeinschaft und durch Beseitigung des Handels, „des Quells der Ausbeutung und Uebervorteilung", beseitigt werden. Ackerbau und Handwerk — dieses aber mit Ausschluß der Verfertigung von Wehr und Waffen, den Werkzeugen des Krieges, der im Friedensreich des Ewigen keine Stätte hat — sollten die einzigen Betätigungen der arbeitenden Menschen sein. Und arbeiten sollte ein jeder. Menschenwürde und Adel der Arbeit sind ihnen Korrelate. Andre für sich arbeiten lassen, heißt Versündigung gegen die Weihe des Menschen und gegen die Heiligkeit der Arbeit. Darum erheischen sie die Beseitigung der Sklaverei, welche Form sie auch angenommen habe.

Wer einen Anspruch allein auf Selbsterarbeitetes hat, wird sich bescheiden müssen. Daher bekämpfen sie die Ansprüche der Lüsternheit und des Luxus und meiden als entbehrliche Güter den Wein- und Fleischgenuß, sowie die im Morgenland so verbreitete Anwendung des Salböls.

Auch hier gesellt sich, wie oft in der Geschichte, zur Askese die Mystik. In die Geheimnisse der göttlichen Herrlichkeit versenken sie sich in frommer Extase, und in prophetischer Schau suchen sie die letzten Heilspläne der göttlichen Weltregierung zu enthüllen. Die literarischen Niederschläge ihrer gotttrunkenen Spekulationen liegen in den apokalyptischen Schriften zum Teil noch vor. Das Henochbuch — nur dieses sei aus der Fülle der Erscheinungen wenigstens mit einem Satz gekennzeichnet — führt, wie Jahrhunderte später der katholische Dante, seine Leser durch alle Räume des Himmels und der Erde, der Oberwelt und Unterwelt, und protestiert in flammenden Worten gegen den weltfrohen Materialismus der Reichen, die nur Sinn haben für Tafelfreuden, Kleiderpracht und Häuserprunk, und darüber das eine vernachlässigen, was nottut: ihr Seelenheil. Und neben der Vertiefung in die Mysterien — welche wunderbare Verinnerlichung und zugleich Herausprägung der sittlichen Grundforderungen! Die religiöse Zentralsonne ist ihnen die Liebe. Sie sind die ersten Pioniere einer wohlorganisierten charitativen Tätigkeit, sie sorgen für Wandrerherbergen und Krankenpflege, und sind wohl auch die Anreger der bis in die Gegenwart unter den Juden für diesen Zweck segensreich wirkenden „heiligen Genossenschaften". Als Freunde des Extrems zeigen sie sich auch auf diesem Gebiet. Selbst das Böse soll nur bezwungen werden durch die Liebe. Es ist ja in sich schwach und siech und zerfällt in seiner eigenen Schwindsucht. Fort mit den Mitteln der Macht und der Gewalt! Fort mit der Wiedervergeltung des Staates und der Einzelnen! Wie die warmen Sonnenstrahlen die kleinen Schädlinge in der Luft vernichten, so besiegt und entwaffnet auch die Liebe die dunklen Dämonen des Hasses und der Bosheit. Dieser Grundsatz der Verzichtleistung auf jeden Widerstand gegen das Schlechte und die Schlechten, le principe de non-résistance, wie es ein geistvoller Franzose ausgedrückt hat, fand seinen klassischen Ausdruck in der hochgestimmten Forderung:

Laßt Euch kränken und kränket nicht wieder,
Höret eure Schande und bleibet still,
Tuet alles aus Liebe und seid fröhlich im Leid,
Dann seid ihr Freunde des Ewigen und gleichet der
Sonne in siegreicher Pracht.

Was Wunder, wenn selbst der römische Skeptiker und Judenfeind Plinius ihrer sittlichen Hoheit huldigen mußte mit den Worten: Die Essäer sind die Einzigen unter den Menschen, die den Jammer des Menschentums überwunden haben.

Schweift nun der Blick vergleichend von den historischen Berichten über die Essäer zu den gewaltigen Dichtungen des russischen Wahlagitators, so spinnen sich eine Menge goldener Fäden von der alten Mystik zu ihrem neuen Jünger. Und fühlt man sich auch oft versucht, den Unterschied scharf hervorzuheben zwischen den Messiasträumen der Schwärmer von Engedi und den Forderungen des Weltbekehrers auf Jasnaya Polyana, so wird man doch immer auf so viele ihnen gemeinsame Züge gewiesen, daß man von dem Gedanken, in Tolstoi einen modernen Verjünger der essäischen Ideale zu erblicken, sich nicht freimachen kann.

Graf Leo Tolstoi war schon lange gefeierter Dichter, bevor er als Pfadfinder für die Zukunft des Menschengeschlechts sich offenbarte. Erst im reifen Mannesalter, nach schweren inneren Kämpfen wurde der aristokratische Genußmensch zum mystisch-asketischen Propheten. Die erste Einkehr beginnt in jenen einsamen vier Jahren, die er in dem Kosakendorf am Terek verbracht hat. In seiner Novelle „Die Kosaken" klingt denn auch zum erstenmal sein ethisches Reformprogramm leise an: Man muß für sich möglichst wenig bedürfen und das Glück suchen in einem Leben für andre.

Jahre vergehen, Jahre rastloser innerer Tätigkeit. Immer reiner, reicher und reifer wird in ihm die Ueberzeugung, deren Grundgehalt er in seiner Programmschrift über das Reich Gottes tief und schlicht ausgesprochen hat. Lebensheiligung, Durchsittigung des ganzen Menschen, Herausstilgung der tierischen Begehrungen aus dem Gemüt. Das ist die Vorbedingung, mit essäischem Radikalismus gedacht und ausgesprochen. Wie der Titel des Buches, „Reich Gottes", ein essäisches Schlagwort erneuert, so bietet der Inhalt essäische Lehren. Die Bewältigung, Bändigung und Kreuzigung des Fleisches, die er hier verlangt, führt dann in der Kreuzersonate zu einer verurteilenden Kritik der Ehe, die er lediglich als einen Seelenbund mit Ausmerzung aller anderen als rein geistigen Empfindungen gelten läßt.

Der unter das Sittengesetz gebändigte Mensch, der von der Gewalt seiner tierischen Triebe befreit ist, er allein vermag den Friedenszustand, den auch Tolstoi im Bild des

Reiches Gottes zeichnet, herbeizuführen. Krieg dem Krieg und die Waffen nieder ist sein Postulat. Wie der Prophet und die palästinischen Träumer, will auch er, „daß die Völker umschmieden ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Lanzen zu Winzermessern, daß Volk gegen Volk nicht mehr kämpfe und sie fürder das rohe Kriegshandwerk nicht lernen. Und Friede auch unter den einzelnen Menschen! Die Liebe walte und sie allein regle alle Verhältnisse. Hinweg mit den Gewaltsmitteln zur Bekämpfung des Schlechten, mit den Strafanstalten und Zuchthäusern, durch die er nur die Macht des Bösen nicht geschwächt, sondern verstärkt sieht.

„Auferstehung" ist das herrliche Werk, in dem er diesen Gedanken weiter ausspinnt. Graf Nechludof, leichtsinnig und lüstern, hat die lebensfreudige Kathinka Maslowa verführt und sie dann in ihrer Schande herzlos verlassen. Nach Jahren sieht er sie wieder, er als Geschworner auf dem Ehrensitz, sie auf der Anklagebank, der Teilnahme an einem Giftmord bezichtigt. In meisterhafter Seelenanalyse stellt nun der Dichter die innere Neugeburt und Umwandlung des Grafen dar, der sich entschließt, dem zu vieljährigem Zwangsaufenthalt in Sibirien durch seine Schuld verurteilten Mädchen in die Verbannung zu folgen, um ihr die Hand zum Ehebund zu reichen. Dort in Sibirien lernt der Graf den Grundirrtum der Menschen einsehen, das Böse durch Böses zu bekämpfen, und immer kräftiger ringt sich in ihm die Erkenntnis zur vollen ungetrübten Klarheit: Wie man mit Bienen nicht ohne Vorsicht umgehen kann, so kann man mit den Menschen nicht verkehren ohne Liebe; denn die Liebe ist das Grundgesetz des menschlichen Lebens.

Ist es uns aber ernst um solche Gesinnung, dann müssen wir uns abwenden von jeder Ausbeutung unserer Nebenmenschen, dann dürfen wir nicht in selbstischer Bequemlichkeit andere für uns sich mühen lassen. Dann dürfen wir nur begehren, was wir durch unserer Hände Arbeit uns beschaffen können. Das ist aber nur möglich, wenn der Genußsucht und dem Luxus mit essäischer Konsequenz Absage erteilt wird: Sind wir alle Brüder, dann bedürfen wir nicht am Morgen des Tabaks und des Zuckers, zu deren Herstellung und Zubereitung so viele unserer Brüder und Schwestern Gesundheit und Kraft vergeuden müssen, dann müssen wir wie jene Männer am Jordan zu der einfacheren ländlichen Lebensweise aus unserer städtischen Ueberkultur zurückkehren.

In der Stadt seinen Lebensunterhalt finden, darin liegt etwas sonderbares. Wir kommen vom Dorf, d. h. von dem Ort, wo es Wälder, Wiesen, Getreide, Vieh gibt, an den Ort, wo bloß Stein und Staub vorhanden ist. In Wirklichkeit lockt der leichtere Gelderwerb und die Ueppigkeit und Lüderlichkeit des städtischen Lebens.

Freilich Bauerntum allein bringt nicht die Erlösung. Das Reich Gottes kommt auch für Tolstoi nicht durch äußerliche Gebärden. Das ist die erschütternde Predigt seiner „Macht der Finsternis", eines Dramas, das ohne Schminke und Retouche in derbnaturalistischer Holzschnittmanier das Milieu des russischen Kleinbauernstandes zeichnet. Der leichtsinnige Großknecht Nikita, der sich durch die charakterlose und brünstige Anitha zum Mitwisser eines Giftmordes an seinen Herrn machen läßt und dann diese, mit der er schon die Ehe gebrochen, heiratet, erlebt die unheilige und unheimliche Macht der Finsternis. Einmal aus dem Gehorsam gegen das Sittengesetz getreten, schreitet er von Verbrechen zu Verbrechen, verführt seine Stieftochter und wird, um die Frucht seines verbrecherischen Umganges zu beseitigen, zum Kindesmörder. Doch neben der Gewalt des Schlechten gibt es eine Kraft des Guten. Es ist ein Seelengemälde von wahrhaft antiker Macht und Wucht, wie nun in diesem lasterdurchwühlten Gemüt die Reue sich regt, und der Entschluß, zu büßen, was nicht zu bessern ist, im Innern des Nikita heranreift. In einer tiefergreifenden Szene bekennt Nikita seine furchtbaren Verbrechen und entrinnt so durch die Buße „der Macht der Finsternis", dem ewigen sittlichen Verderben.

Maurice Maeterlink schreibt über dieses Stück die schönen Worte: „Es gleite über den alltäglichen Fluß des niederen Lebens dahin, wie eine schwimmende Insel von grandioser Schrecklichkeit und blutigrot von Höllenqualm, aber auch umspielt von der ruhigen, weißreinen Wunderflamme, die aus der Kinderseele des alten Akim hervorlodert." Dieser Greis mit dem schmutzigen Gewerbe eines Senkgrubenauskehrers und dem lautren Seelenadel ist so recht eigentlich der Held Tolstoischer Lebensideale. Wie er den tiefen Sinn des Wortes „Macht der Finsternis" verdolmetscht: Giebst du dem Bösen den kleinen Finger, dann will er die ganze Haud, so lehrt er die essäische Hochschätzung der Armut, Geringachtung des Reichtums: Ich habe immer geglaubt, ohne Geld zu Leben sei ein Elend. Nun sehe ich deutlich: ein größeres Elend ist, von seinem Geld sich mästen und andere für sich arbeiten zu lassen.

In Akim, dem Arbeiter und Grübler steht Tolstoi und das Essäertum vor uns in sinnbildlicher Verkörperung. Es giebt ein gutes Bild von Tolstoi; er trägt darauf die Arbeiterblouse des russischen Landmannes, und seine Augen blicken traumverloren. So denke ich mir einen alten Essäer. Wenn der russische Wahrheits- und Gerechtigkeitsapostel nur selten auf diese alt-jüdischen Gesinnungsgenossen hinweist und lieber an die Lehren des Urchristentums seine Darstellung anrankt, so verschlägt das nichts für den, dem Urchristentum und Essäertum zwei verschiedene Ausprägungen einer ursprünglich gemeinsamen Grundanschauung sind.

Was utopistisch an den essäisch-tolstoischen Postulaten ist, bedarf keiner Hervorhebung. Was wird aus Wissenschaft, Kunst und Kulturfortschritt, wenn alle zu Hacke und Karst greifen? Das Böse ist eine sehr reale Macht, und durch Schließung der Strafanstalten wird das Verbrechertum nicht beseitigt. Die Uebertreibung wird fallen. Sie war eine geschichtliche Notwendigkeit. Druck wirkt Gegendruck. Dem brutalen Egoismus mußte der konsequente Altruismus entgegentreten. Bleiben wird die durch Tostoi und seine gleichgesinnten Vorgänger angeregte Sehnsucht, alle Lebensformen immer mehr mit dem Geist der Menschheitsverbrüderung zu erfüllen und das alte Bibelwort in die Tat umzusetzen: Du sollst lieben deinen Nächsten wie dich selbst. Von den großen ethischen Anregern aber gilt das Wort Goethes:

„Sie dürfen früh des ewigen Lichts genießen,
Das spät sich erst zu uns herniederwendet".

und die herrliche Verheißung des ewigen Propheten, in dessen Reden zuerst essäische Gedanken anklingen:

Er ruhet nicht und rastet nicht, bis daß er auf Erden das Recht begründet hat und seiner Lehre die Eilande harren.

Der zweite Kischinewer Prozess.

Am 21. Februar begann der zweite Teilprozeß gegen eine Reihe von Teilnehmern an den Exzessen gegen die Juden am 19. und 20. April v. J. Den Vorsitz führte wieder Gerichtspräsident Dawidow, der in der letzten Zeit in Petersburg

geweilt hat, vermutlich um sich Instruktionen zu holen; die Anklage vertrat Staatsanwalt N. F. Dschibelli. Die Zahl der Angeklagten betrug 68. Die des Mordes an Kohan angeklagten Notar und Kuiban wurden freigesprochen, Kuiban aber wegen Teilnahme an den Unruhen zur Einreihung in die Arrestantenkompagnie auf die Dauer eines Jahres verurteilt. Die Verhandlung wegen Ermordung der Jüdin Rosa wurde wegen Nichterscheinens wichtiger Zeugen vertagt. Wegen Ermordung des Juden Ulmann wurden zwei der Angeklagten verurteilt, und zwar einer zu einem Jahr Gefängnis, während der zweite für zweieinhalb Jahr in die Arrestantenkompagnie eingereiht und zur Zahlung von 500 Rubel an die Witwe Ulmanns verurteilt wurde. Der dritte Angeklagte wurde freigesprochen.

Die Gebrüder Petsesko wurden zu je einem Jahr Zwangsarbeit wegen Ermordung des Juden Itzko und Judko Krapnik und wegen Verwundung des Uschernierski verurteilt. Die Zivilforderung wurde abgewiesen.

Das Urteil reiht sich jenem des ersten Prozesses würdig an. Es war nach den Instruktionen, welche der Gerichtspräsident unmittelbar vor dem Prozeß in Petersburg persönlich eingeholt hatte, nichts anderes zu erwarten. Die diesmalige Verhandlung wurde noch flüchtiger geführt als die erste, trotz einer Reihe von Belastungszeugen wurden nur die widerspruchsvollen Angaben plötzlich aufgetauchter neuer Zeugen berücksichtigt, welche die Angeklagten zu entlasten suchten. Staatsanwalt und Verteidiger unterschieden sich in ihren Reden nicht viel von einander.

Bezüglich des freigesprochenen Angeklagten Thomas Korchow hatten mehrere Zeugen bestätigt, daß er nicht nur an der Ermordung Ulmanns teilgenommen, sondern auch nachher die Leiche Ulmanns mit Füßen getreten und den Körper verunstaltet habe; die beiden Kinder des Ermordeten, Peßach und Jakob, welche bei der Mordszene zugegen waren, haben in ihren Zeugenaussagen anschaulich dargestellt, in welch bestialischer Weise die Mörder ihren armen Vater ums Leben brachten. Der Vertreter der Privatkläger, Advokat Sarudny, bemühte sich vergebens, den aus dem ersten Prozeß her bekannten allgemeinen Redensarten der antisemitischen Verteidiger entgegenzutreten und eine objektive, gewissenhafte Behandlung des Falles durch den Gerichtshof herbeizuführen. Der Staatsanwalt Dschibelli blies in dasselbe Horn wie die judenfeindlichen Verteidiger, obwohl er formell die Anwendung des Strafgesetzes gegen die Mörder verlangte. Advokat Sarudny verwies darauf, daß der Gerichtshof weder Veranlassung habe, noch kompetent sei, über die Gesamtheit der Juden, ihre Fehler und Vergehen Recht zu sprechen und daß nur die Tatsachen in Bezug auf die begangenen Delikte maßgebend sein müssen; es nützte jedoch nichts, und das Schlußergebnis war das bereits erwähnte Urteil — der Freispruch Korchows.

* * *

Am 25. Februar fand die Verhandlung gegen die inhaftierten Mörder Daniel und Jakob Petrescu statt, welche am 20. April um 12 Uhr mittags im Hof des Sobelmannschen Hauses in der Kierowskagasse Juda und Isaak Krupnik, Vater und Sohn, ermordet und einen jüdischen Lehrer, namens Moses Uscherniersky mit Knütteln derart bearbeitet haben, daß er bewußtlos in das Spital gebracht werden mußte, wo er durch länger als drei Monate zwischen Leben und Tod schwankte. Fünfzehn Zeugen waren vorgeladen, welche fast sämtlich die beiden Mörder erkannten und unter Eid die Einzelheiten der begangenen Verbrechen zu Protokoll gaben; einen besonders tiefen Eindruck machte die Aussage eines neunjährigen Mädchens, der Tochter Sobelmanns, welche mit angesehen, wie die beiden Krupniks erschlagen wurden. Von Seite der Mörder traten auf einmal Zeugen auf, welche den Alibibeweis erbringen wollten; sie behaupteten, mit ihnen zur angegebenen Zeit anderweitig in Gesellschaft gewesen zu sein. Die Unsicherheit dieser Zeugen, sowie die Widersprüche in ihren Aussagen wurden allgemein bemerkt; wenn es ernstlich darum zu tun gewesen wäre, die Wahrheit zu erforschen, hätte es sich vom kriminalistischen Gesichtspunkt aus wahrlich gelohnt, eine Untersuchung darüber einzuleiten, wer diese Zeugen hergesendet und zu ihren Aussagen instruiert hat; aber das Repertoire der Verhandlung stand ja längst fest und ist auch bereits vor wenigen Tagen ganz genau im „Bessarabetz" veröffentlicht worden. Danach mußte unter allen Umständen die Angelegenheit Krupnik abgeschlossen werden. Dschibelli hielt eine ganz kurze Anklagerede, desgleichen die Verteidiger, und das Ergebnis war, daß die mehrerer Mordtaten überwiesenen Brüder Petrescu zu vier Jahren Arrestantenkompagnie verurteilt wurden.

Am 26. Februar begann die Verhandlung gegen 59 Angeklagte, unter denen 19, und zwar: Fedor Rusnak, Serge Bardjan, Ilarion Beresnow, Iwan Maljar, Paul Maljar, Peter Martschinsky, Anton Zurkan, Anton Profirow, Fedor Konsulsky, Wassilj Sirotjan, Georg Bogljar, Lukian Butzudschky, Christofore Butzudschky, Charlampi Chadjak, Avram Pysljar, Artem Semenow, Gregor Semenow, Wassilj Pysljar, Pantele Doruch, angeklagt sind, am Ostermontag in der Batschrijskagasse Jakob Tuppik, ferner Sarah und Sißja Panarassy ermordet zu haben.

Die Anklageschrift ist ein sehr umfangreiches Dokument, in dem die von der Gruppe der 59 Angeklagten verübten Mordtaten und Plünderungen unter Anführung aller Zeugenaussagen einzeln aufgezählt werden. Von besonderem Interesse ist die in diesem offiziellen Schriftstück enthaltene Darstellung des Verlaufs der Exzesse und der Schuld der einzelnen Angeklagten. Nach dieser Anklageschrift sind die Unruhen am ersten Ostertag teils infolge von Gerüchten über einen von den Juden begangenen Ritualmord, teils aus ökonomischen Beweggründen, die in der letzten Zeit in der christlichen Bevölkerung einen tiefgehenden Rassenhaß entfacht hatten, entstanden.

Die Exzedenten waren mit Stöcken, Brecheisen, Beilen, Knütteln, Eisenstücken und Steinen ausgerüstet. Um 2 Uhr nachmittags wurde in einem Haus jenes Viertels Jakob Tunik ermordet, bald hierauf entstand in der Nähe, im Sofronschen Haus, ein Brand, und es verbreitete sich das Gerücht, die Juden hätten das Feuer gelegt, was die Erregung der Menge noch steigerte.

Um die gleiche Stunde wurden die Ehegatten Fonarschy (so wird der Name amtlich statt Panardtzy geschrieben) und noch mehrere Juden ermordet und auf der langen Strecke vom Bahnhof bis zur Naphthaniederlage Nobel sämtliche jüdischen Warenläden und Behausungen bis auf den Grund zerstört. Auf den Straßen lagen zerstreut Möbelstücke, Eßwaren, Spezereien, zerrissene Tuch- und Kleiderabfälle, ferner Waren aus Manufaktur- und Posamentiergeschäften; in einer Apotheke nahe dem Bahnhof wurden alle Arzneien ausgeschüttet. Das Sofronsche Haus, in dem die Familie Rosenberg ein Versteck fand, brannte bis auf den Grund nieder, nur die nackten Wände blieben stehen. Unter den dem Erdboden gleichgemachten Häusern befindet sich das des Mühlenbesitzers Hendrich. Im Weinkeller des Josef Schorr wurde alles zerstört, der größte Teil des Weinvorrats zum Ausrinnen gebracht; ähnlich erging es zahlreichen anderen jüdischen Häusern. Die Ermordung des Ehepaars Fonarschy fand im Haus des Petraky statt. Das

Haus, in dem die Bluttat erfolgte, wurde gegen 6 Uhr abends von einer beiläufig 200 Köpfe zählenden Menge belagert. Das Dachversteck erklommen Sergej Bordjan, Anton Presirow, Petar Martschinsky, Fedor Rusnak (genannt Russu), Anton Zurkan, Paul und Iwan Maljar. Zu bemerken ist, daß Petar Martschinsky im Personalverzeichnis in der Anklageschrift als „erblicher Ehrenbürger" bezeichnet ist. Nach der Ermordung seiner Frau ist Sißja Fonarschy vom Dach herabgesprungen, um sich zu retten; es liefen jedoch Rusnak nebst neun anderen Banditen ihm nach, schlugen ihn mit Knütteln und Eisenstücken auf den Kopf, so daß er infolge der Verletzungen starb. Sämtliche Mordtaten werden in der Anklageschrift so dargestellt, daß die Angeklagten ohne Absicht zu töten ihre Opfer verfolgten und diese an den erhaltenen Verletzungen starben.

Außer den zahlreichen jüdischen Zeugen sind auch einzelne christliche angeführt, von manchen wird jedoch bemerkt, daß sie seit der Voruntersuchung ihre Aussagen zurückzogen.

Manche der in der Anklageschrift namhaft gemachten sechsundzwanzig eingehend geschilderten Ueberfälle sind besonders charakteristisch, so z. B. hat Artem Semenow von dem von ihm und seinen Genossen ermordeten Tunik ursprünglich 50 Rubel, gefordert, indem er ihm mit der Zerstörung seines Lokals drohte. Man kam auf 10 Rubel überein und Semenow erhielt als Angabe 3 Rubel 50 Kopeken, worauf er fortzog; nach kurzer Zeit kehrte er jedoch mit einer Schar von 50 Leuten wieder, und als Tunik davonlief, um sich zu retten, lief ihm Semenow wutentbrannt nach und versetzte ihm mit einer Eisenstange mehrere Schläge auf den Kopf, worauf Tunik besinnungslos zusammenstürzte.

Bei der Plünderung des Hauses Beiner hat einer der Exzedenten, Zetzka, laut geschrien: „Auf meine Verantwortung, schlagt die Juden!" Desgleichen hat er bei der Zerstörung des Hauses David Kilisky die Genossen mit den Worten haranguiert: „Arbeitet, Kinder, ich nehme alles auf mich!"

Einen tiefen Eindruck machte die Aussage des Zeugen Jakob Rosenberg, der eine Zeitlang unter 27 Flüchtlingen in der Abteilung für Fettfabrikation im Schlachthaus sich mitverborgen halten konnte; er hat jedoch noch die entsetzliche Szene mitansehen können, wie der am rechten Auge erblindete Majer Weißmann von einer Gruppe bestialischer Gesellen gepackt, mit Zehnpfundgewichten geschlagen, zu Boden geworfen wurde, worauf sie ihm mit den Fingern das zweite Auge auskratzten. Ein Gefühl tiefsten Abscheus gab sich bei der Darstellung dieser barbarischen Szene im Gerichtssaal allgemein kund ....

Zahlreiche Zeugen bestätigten, daß der Wachmann Maxim Badau die Bauern gegen die Juden haranguierte und in ihnen die Vorstellung erweckte, es sei ein allerhöchster Befehl herabgelangt, an den Juden sich zu rächen. Ein christlicher Zeuge gibt an, ebenfalls vernommen zu haben, wie der ebengenannte Wachmann die Leute aufforderte, nicht nur die Juden zu schlagen, sondern auch die Christen, die ihnen Schutz bieten sollten; Zeuge war selbst im Begriff, einer jüdischen Familie in seinem Haus Schutz zu gewähren, da er aber infolge jenes Zurufs auch sich selbst in Gefahr sah, überließ er die Juden ihrem Schicksal.

Ein christlicher Bauer, dem die Wohnung zerstört wurde, weil er einem Juden Unterkunft gewährte, befindet sich unter den Privatklägern mit einer Schadenersatzklage in der Höhe von 150 Rubeln, die er auf Reparaturen ausgeben mußte.

Literarisches.

Geschichte der Juden von der babylonischen Gefangenschaft bis zur Gegenwart. Von Dr. L. Löwenstein, Bezirksrabbiner in Mosbach. Mainz. Joh. Wirth'sche Hofbuchdruckerei A.-G. Preis 3,50 M.

Das Buch, dessen Erscheinen wir kürzlich angekündigt haben, liegt uns jetzt vor. Es ist ein hübsch ausgestatteter Band von 271 Seiten. Der gute Ruf, der ihm vorausgegangen, ist wohlverdient. Es ist mit herzlicher Parteilichkeit geschrieben und vertritt den streng orthodoxen Standpunkt. Die Darstellung ist gedrängt, dabei klar. Als Schulbuch wird es denen, die der Richtung des Verfassers angehören, ausgezeichnete Dienste tun.

Babel und Bibel. Randglossen zu den beiden Vorträgen Friedrich Delitzschs. Von Dr. Jakob Horovitz. Verlag von J. Kauffmann in Frankfurt a. M.

Die Broschüre ist eine Beilage zum Bericht der Israelitischen Religionsschule in Frankfurt a. M., deren Dirigent der Verfasser ist. In unübertrefflich klarer Weise werden auf knappen 45 Seiten alle Irrungen und Wendungen, Fehlschlüsse und Rabulistereien Delitzschs aufgedeckt, so daß man fast Mitleid haben könnte mit dem Assyriologen, der den kurzen Rausch der Popularität bitter büßen muß.

Wer hat Ernst Winter ermordet? Eine psychologische Studie über den Konitzer Mord vom 11. März 1900. Von Stabsarzt a. D. Dr. Zelle. Verlag von Richard Sattler in Braunschweig.

Die kleine Schrift bringt nichts Neues, aber das Bekannte in einleuchtender Zusammenfassung. Sie umschreibt den Kreis der Personen, die Ernst Winter erschlagen haben können, sehr eng. Die zuständigen Behörden allein sind in der Lage, die Tatschlüsse daraus zu ziehen.

Alt Israel. Von Georg Kuttner. Selbstverlag, Berlin W., Steinmetzstraße 15. Preis 75 Pf.

Auf 30 Quartseiten in hübscher Ausstattung eine Anzahl stimmungsvoller, aus aufrichtigem Herzen angestimmter Lieder zum Preis Alt Israels und seiner Zukunft.

Die Politik.

(Die Kunst des Befehlens.) Der bei Owikokorero gefallene jüdische Leutnant Bendix veranlaßt die „Kreuzzeitung" zu der Bemerkung, daß niemand die militärische Tüchtigkeit „einzelner" Juden bestritten habe, daß sie sogar erst kürzlich im Reichstag von antisemitischer Seite anerkannt worden sei. Das ändere aber an der „Tatsache" nichts, daß „den Juden im großen Durchschnitt die Eigenschaften abgehen, die der Kriegsdienst namentlich in den höheren Stellungen nun einmal erfordert".

Selbstverständlich ist diese „Tatsache", von der die „Kreuzzeitung" spricht, eine Tatsache von der „Kreuzzeitung" Gnaden, d. h. eine Vorspiegelung. Nehmen wir aber einmal an, die „Tatsache" wäre nicht, was sie in Wirklichkeit ist, eine verleumderische Behauptung, sondern eine Wahrheit. So bliebe der Juden Beschwerde über ungerechte Behandlung bestehen. Denn niemals haben sie verlangt, daß der Untüchtige unter ihnen Offizier werde; sie wollen nur nicht ihre generelle Zurückweisung, sie wollen einzig die Zulassung dessen, der alle erforderlichen persönlichen Eigenschaften besitzt. Eben der bei Owikokorero gefallene Leutnant Bendix wäre in Preußen nicht Offizier geworden, während der Beweis vorliegt, daß er die Qualifikation besaß.

Uns ist ein Vorkommnis aus München bekannt. Dort äußerte in einer Gesellschaft ein germanischer Sprößling aus der „Kreuzzeitungs"-Schule: ein Jude könne kein Herr sein.

Ein anwesender Jude, Reserveoffizier, stellte sich als Juden vor und fragte in ruhigem Ton, ob der Germane auch ihm nicht Anspruch auf das Prädikat „Herr" zuerkennen wolle. Der Nachkomme Armins des Cheruskers beharrte auf seinem stupiden Standpunkt — bis er auf Pistolen gefordert war. Dann „kniff" er.

Grobheit und Ueberhebung sind durchaus keine Bürgschaften für Mut, so wenig, wie etwa Rabulistik Ehrlichkeit beweist. Auch die Rabulistik der „Kreuzzeitung" hat in dieser Richtung keine beweisende Kraft. Sie schreibt:

„Auch unter den Sozialdemokraten gibt es zugestandenermaßen tüchtige Soldaten. Gleichwohl wäre es hirnverbrannt, sie irgendwo zur Führung zu berufen; denn die beste Leistung schlägt in ihr Gegenteil um, wenn sie nicht von der richtigen Gesinnung getragen wird, und kann im vorkommenden Falle sogar besonders gefährlich wirken. Das liegt dermaßen auf der Hand, daß man, um einen trivialen Ausdruck zu gebrauchen, „Tinte getrunken" haben müßte, um es anders anzusehen."

Vielleicht muß man „Tinte getrunken" haben, um diese Logik zu verstehen. Der bei uns vorhandene Grad der Vertrautheit mit Tinte reicht nicht aus, um uns begreifen zu machen, was die Kreuzzeitung sagen will. Die sozialdemokratische Ueberzeugung und Gesinnung gibt eine ganz bestimmte Willensrichtung und eine ganz bestimmte, in mehr als einem Betracht genau orientierte Pflichtauffassung. Diese Ueberzeugung und Gesinnung kann wohl einen Sozialdemokraten hindern, in einem monarchischen Staat Offizier werden zu wollen. Die Gesinnung eines Juden aber kann kein derartiges Hindernis sein, denn sein Judentum kommt dabei garnicht in Erwägung.

Nun meint freilich die „Kreuzzeitung", nicht ganz so weitgehend wie der obenerwähnte Münchener Flaps, daß dem Juden das Herrenbewußtsein abgehe und damit die innere Befähigung zum Kommando. Sie schreibt:

„Die Demission des Fürst-Erzbischofs Dr. Cohn von Olmütz hat in und außerhalb Oesterreichs ein Aufsehen erregt, wie selten ein kirchenpolitischer Vorgang. Wir haben schon vor 12 Jahren bei der Erwählung des Fürst-Erzbischofs einige Bedenken geltend gemacht, stießen aber auf den Widerspruch der katholischen Presse. Gegen die Qualifikation Dr. Cohns, der ein hervorragend tüchtiger Pfarrer und Domherr gewesen ist, war ja nichts einzuwenden; auch der Umstand, daß er jüdischer Abstammung ist, konnte an und für sich nicht zu Bedenken Anlaß geben. Es sind Juden zum Christentum übergetreten — wir erinnern nur an Stahl und Neander —, die sich die größten Verdienste erworben haben. Dennoch ist der vorliegende Fall anders zu beurteilen. Der Großvater Dr. Cohns ist ein kleiner jüdischer Handelsmann gewesen, und auch sein Vater lebte in ähnlicher Sphäre. Nun trat dieser Geistliche an die Spitze eines der größten Bistümer. Als Fürst-Erzbischof von Olmütz hatte er ein Jahreseinkommen von 1300000 Kronen und wurde er den vornehmsten Aristokraten Oesterreichs gleichgeachtet. In dieser überragenden Stellung verlor Dr. Cohn das Gleichgewicht, er konnte so viel Glanz und Macht nicht vertragen und hat seine Diözese geradezu nach Art eines orientalischen Despoten regiert. Aus dem bescheidenen Priester wurde der hochmütigste und gewalttätigste Kirchenfürst. Hat man nicht schon anderswo die Erfahrung gemacht, daß das semitische Blut sich wenig dafür eignet, Herrenrechte auszuüben? Wir haben nur an Jud Süß zu erinnern, der uns in diesem Punkt gewiß das schlagendste Beispiel liefert. In unserer jüdischen Presse beklagt man sich, daß es bei uns keine jüdischen Generale, Oberpräsidenten und Minister gibt. Glaubt man, jüdische Herren würden sich in solchen Stellungen durch Leutseligkeit und ähnliche Vorzüge auszeichnen? Wir nicht. Mancher Mann, der seine Stellung vortrefflich ausfüllt, eignet sich gleichwohl nicht zum Vorgesetzten, und wir glauben, daß gerade im jüdischen Blut Eigenschaften liegen, die nicht zum Befehlen und Gebieten prädestinieren. In dieser Hinsicht hat der sensationelle „Fall Cohn" sicherlich eine allgemeine Bedeutung. Denn Dr. Cohn war kein schlechter Priester und würde sicher jeden Platz gut ausgefüllt haben, wo er einem Vorgesetzten untergeben war."

Ein unglücklicheres Beispiel als Jud Süß war nicht zu finden. Man konnte diesem das Leben nehmen, aber seine Hasser selbst sind nicht imstand gewesen, ihn so zu verzeichnen, daß er nicht als ein großer Charakter erschien gegenüber seinen hoch- und edelgeborenen Meuchlern, die sich und ihre Frauen und Töchter zu verkaufen jederzeit bereit waren. Es sind „Herren" und in der Ausübung von „Herrenrechten" geübte Hoch- und Edelgeborene in Preußen gewesen, die noch viel später, die noch ausgangs des achtzehnten Jahrhunderts mit einander hadernd wetteiferten, wer von ihnen des Vorzugs teilhaftig werden sollte, seine Tochter zu des Königs Maitresse zu machen. Derselben Schicht gehörten die an, die vorher in Sachsen dem König August gern den Maiden-Tribut aus der Zahl ihrer Töchter lieferten. Von solchem „Herrentum" hat Jud Süß allerdings nichts gewußt.

Möglich, daß jüdische Generale, Oberpräsidenten und Minister unter Umständen sich nicht durch Leutseligkeit und ähnliche Vorzüge auszeichnen würden. Das muß eben abgewartet werden. Wir schätzen die Leutseligkeit gewiß sehr hoch — aber um seiner Leutseligkeit willen ist doch wohl in der ganzen Welt noch niemand zum General, Minister, Oberpräsidenten ernannt worden. Bei Stahl und Neander ist's doch gegangen — warum sollte bei Dr. Cohn, der doch schon im zweiten oder oder dritten Geschlecht dem Christentum angehörte, der nicht, gleich jenen, erst selbst übergetreten war, die Taufe gegenüber dem Blut ohnmächtig gewesen sein? — Es ist eben alles nicht wahr, es ist alles, was die „Kreuzzeitung" sagt, erfunden. Stahl, Neander, Dr. Cohn gehen alle als Uebergetretene uns nichts an. Wir dürfen nichts einwenden, wenn man sie als Musterchristen anspricht und gegen uns anführt. Aber es geht nicht an — wenigstens ehrlicherweise nicht an — Stahl und Neander als Christen zu reklamieren und den Dr. Cohn als jüdisches „Blut" uns zurückzureichen.

Das ganze Gefasel vom „Herrentum" ist ein hochmütiger Unsinn. Gewisse Herrenmanieren, ganz abgesehen von den oben erwähnten, stellen an ihre Inhaber keine höheren Anforderungen, als die jeder Stallknecht zu prästieren vermag. Ein wirklicher, guter Herr wird in der Regel nur der, der zuvor die Schule des Gehorsams durchgemacht und in dieser Gerechtigkeit schätzen gelernt hat.

Bei uns laufen so manche herum, die sich für rechte Herren halten, weil sie — die Livree eines Großen tragen und mit dieser sich brüsten.

Diese Livreemenschen werden nie zu Herrennaturen. Der Sklave kann ein Herr werden, ein wirklicher, gerechter, guter Herr — der Bediente niemals!

* * *

(Nicht aus Rußland.) Die „Zeit am Montag" hat erzählt, und bis zur Stunde ist kein Widerspruch erfolgt, daß ein gefangener jüdischer Mann, Russe von Geburt, aus der Strafanstalt Plötzensee nach der Irrenanstalt in Eberswalde verbracht worden ist, nachdem er, der Geisteskranke und Gebrechliche, als widerspenstig behandelt war. Das genannte Blatt zählt, angeblich nach den Personalakten, folgende Dis-

ziplinarstrafen auf, die Skläroff über sich hat ergehen lassen müssen:

Plötzensee, 24. 3. 00. Weil er ungehorsam war, 5 Tage Arrest und Entziehung der Mittagssuppe. gez. Binding, Polizeiinspektor. Unbedenklich. gez. Dr. Pfleger.

Plötzensee, 31. 3. 00. Skläroff verweigert die Arbeit. Ernstlich ermahnt und verwarnt. gez. Binding, Polizeiinspektor.

Plötzensee, 3. 4. 00. Skläroff verweigert die Arbeit. 8 Tage Arrest bei Wasser und Brot. gez. Binding, Polizeiinspektor. Unbedenklich. gez. Dr. Pfleger.

Plötzensee, 12. 4. 00. Skläroff verweigert die Arbeit. 12 Tage Arrest und Entziehung der Mittagssuppe. gez. Binding, Polizeiinspektor. Unbedenklich. gez. Dr. Pfleger.

Plötzensee, 25. 4. 00. Skläroff verweigert die Arbeit. 3 Wochen Arrest und Entziehung der Mittagssuppe. gez. Binding, Polizeiinspektor.

Unbedenklich; Vollstreckung ist einige Tage aufzuschieben. gez. Dr. Pfleger.

Vollstreckt vom 29. 4. bis 20. 5. 00. gez. Lehmann, Oberaufseher.

Pl., 24. 5. 00. Skläroff verweigert die Arbeit. 4 Wochen Arrest und Entziehung der Mittagssuppe. gez. Binding, Polizeiinspektor.

Unbedenklich. Skläroff muß mir nach 14 Tagen vorgeführt werden. gez. Dr. Pfleger.

Pl., 9. 6. 00. Skläroff kommt zur Beobachtung ins Lazarett.

Bereits am 9. Juni 1900 ist Skläroff gesundheitlich so weit herunter gewesen, daß ihn zwei Kalefaktoren ins Lazarett schleppen mußten. Endlich am 17. August wurde der Kranke der Irrenanstalt in Eberswalde überwiesen. Der Unglückliche, der körperlich und geistig — infolge von erduldeten Nahrungssorgen — schon völlig heruntergekommen gewesen sein soll, als er ins Untersuchungsgefängnis eingeliefert worden ist, hat nach den Personalakten in Plötzensee vom 24. März bis 9. Juni — also in 76 Tagen — zusammen 60 Tage Arrest bei Wasser und Brot oder bei Entziehung der Mittagsuppe verbüßt und hatte noch 14 Tage Arrest abzusitzen, als er am 9. Juni endlich zur Beobachtung ins Lazarett geschafft wurde!! Die Tatsache der Ueberführung des Kranken in die Provinzial-Irrenanstalt zu Eberswalde beweist, daß es sich von vornherein nicht um einen obstinaten Gefangenen, sondern um einen Irrsinnigen gehandelt hat.

Daß Skläroff kein deutliches Bewußtsein davon gewinnen konnte, daß er den Aufenthalt in seiner russischen Heimat mit dem Aufenthalt in einem polizierten und Rechtsstaat vertauscht hatte, ist durch seinen Geisteszustand begreiflich. Ganz irre braucht er aber deswegen noch nicht gewesen zu sein.

* * *

(Rumänien und die Juden.) Unter dem Pseudonym „Verax" hat ein dunkler Ehrenmann eine Broschüre: „Rumänien und die Juden" herausgegeben, in der der Versuch gemacht wird, die rumänische Regierung von dem Vorwurf der Judenverfolgung reinzuwaschen und alle Schuld an den unglücklichen Zuständen in Rumänien den Juden selbst aufzubürden. Man nimmt allgemein an, daß die rumänische Regierung der Veröffentlichung dieses Buches nahe steht und wird in dieser Annahme durch die Tatsache bestärkt, daß das Büchlein an alle englischen Parlamentsmitglieder, und zwar durch das Londoner rumänische Generalkonsulat verschickt worden ist. Der Verfasser begnügt sich nicht damit, die rumänischen Juden mit Schmutz zu bewerfen, er schimpft auch auf alle Ausländer, die sich der bedrückten Juden angenommen haben. So wirft er u. a. dem Präsidenten Roosevelt mangelnde Sachkenntnis vor und behauptet von dem Parlamentsmitglied Major Evans-Gordon, er habe in seinem Reisewerk „der fremdländische Einwanderer" unwahre Behauptungen über Rumänien aufgestellt. Major Evans-Gordon hat in Zurückweisung dieser Beschuldigungen folgende Zuschrift an den Herausgeber der „Jewish Chronicle" gerichtet:

„Sehr geehrter Herr! Ich bin darauf aufmerksam gemacht worden, daß die rumänische Regierung offiziell eine Abhandlung herausgegeben hat, die den Titel „Rumänien und die Juden" führt und dessen Autor unter dem Pseudonym „Verax" schreibt. Dieses Werk hat durch Uebersendung an Parlamentsmitglieder und andere Personen die weiteste Verbreitung gefunden.

In der Vorrede bestreitet der Autor alles, was ich in meiner Schrift „der fremdländische Einwanderer" über die Lage der Juden in Rumänien geschrieben habe, und schreibt meine Irrtümer der Unwissenheit, Oberflächlichkeit und Leichtgläubigkeit zu.

Ich hatte zweierlei festgestellt, 1. daß die Politik der rumänischen Regierung auf die Unterdrückung, Austreibung und vollständige Vernichtung der Juden des Landes gerichtet ist; 2. daß die rumänische Regierung aus freien Stücken gewisse Verpflichtungen gebrochen hat, die sie als Bedingung für die Anerkennung der rumänischen Unabhängigkeit gegenüber der Regierung der verstorbenen Königin eingegangen war. Nur für diese Verpflichtungen war die Anerkennung von seiten der britischen Regierung zu erlangen gewesen.

Zur Bekräftigung dieser Feststellungen habe ich nicht nur meine Eindrücke auf einer Reise in Rumänien beigebracht, sondern offizielle Dokumente und die Zugeständnisse rumänischer Minister. Es ist vergebene Mühe, solche Zeugnisse durch persönliche Angriffe auf den Mann umzustoßen, der die Aufmerksamkeit darauf gelenkt hat. Nachdem jetzt die rumänische Regierung die Behauptungen von „Verax" öffentlich adoptiert hat, hoffe ich die Angelegenheit bei der ersten Gelegenheit im Parlament zur Sprache zu bringen. Ihr ganz ergebener W. Evans-Gordon."

Wochen-Chronik.

Wochen-	April 1904	Nisan 5664	Kalender.
Freitag . . .	1	16	ב׳ דפסח Sabb. Anf. 6,32.
Sabbat . . .	2	17	שיר השירים שבת חוה״מ Sabb. Ausg. 7,22.
Sonntag . . .	3	18	ב׳ דחו ״מ
Montag . . .	4	19	ג׳ דחוה״מ
Dienstag . . .	5	20	ד׳ דחוה״מ
Mittwoch . . .	6	21	שביעי של פסח
Donnerstag . .	7	22	אחרון של פסח
Freitag . . .	8	23	אסרו חג Sabb. Anf. 6,45.
Sabbat . . .	9	24	שמיני (Neumondsweihe.) Sabb. Ausg. 7,35.

Berlin, 27. März. (Sitzung der Repräsentanten.) Der öffentlichen Sitzung ging heute die geheime Sitzung voran, die sich mit den die Personalien betreffenden Titeln des Etats bis 1 Uhr beschäftigte. Der Antrag des Herrn Professor Blaschke auf Einstellung von 25 000 M. in den Etat für die Orgel in der Synagoge Rykestraße wurde in der geheimen Sitzung mit großer Majorität abgelehnt. — Bei Wiederher-

stellung der Oeffentlichkeit wurde alsbald mit der zweiten Lesung des Etats begonnen. Gleich bei dem Titel I der Einnahmen beantragte Herr Weinberg, von den Ueberschüssen der Vorjahre 330 000 M. bereitzustellen, um im Stadtteil Moabit eine Synagoge zu erbauen, und den etwa verbleibenden Ueberschuß für das Krankenhaus zu verwenden. In seiner ausführlichen Antragsbegründung legt er die Notwendigkeit einer Synagoge, speziell in dortiger Gegend, dar und polemisiert nochmals gegen das Krankenhaus zugunsten der ungleich wichtigeren Synagogenbauten, für die er seit dem Jahr 1888 kämpfe. Er erfülle mit diesem Antrag speziell seine Pflicht gegen seine Wähler, da er auf dieses Programm gewählt sei. — Herr Jacoby erwidert darauf, daß die Fertigstellung der Synagoge Rykestraße zunächst abzuwarten sei, ehe an weitere Synagogenbauten gedacht werden könne. Zudem sei es gar nicht erwiesen, ob gerade im Hansaviertel die Synagoge am notwendigsten sei. Wenn es schließlich soweit sein würde, so würden dazu die Mittel vorhanden sein, auch ohne daß eine ausdrückliche Bestimmung für die Verwendung der Ueberschüsse festgelegt werde. Gegen das Krankenhaus zu kämpfen, sei völlig verfehlt, da die Polizei sonst einfach die Schließung der bisherigen Anstalt anordnen würde, und die Gründung des Krankenhauses diene ebenso der Förderung der religionsgesetzlichen Bestimmungen wie die Synagogenbauten, die übrigens nicht nur den „auf das Programm gewählten“ Repräsentanten, sondern auch dem gesamten Vorstand am Herzen läge. Den Beweis liefern die in den letzten Jahren neu erbauten drei Synagogen in der Linden-, Lützow- und Rykestraße. Es sei Zeitverschwendung, die Versammlung jetzt mit solchen Anträgen aufzuhalten. — Herr Martin Simon führt aus, wie unklug es wäre, den Vorstand darauf festzulegen, daß in einer bestimmten Gegend eine Synagoge erbaut werden müsse. Die Terrainspekulation würde sich diese bald bekannt werdende Tatsache zunutze machen und die Bodenpreise in die Höhe treiben. Er empfehle Ablehnung des Antrages. Es sei auf dem Gebiet gearbeitet und würde auch weiter gearbeitet werden, aber ohne Ueberstürzung, die wohl nach außen einen sehr guten Eindruck machen solle. Die Herren Cohn und Bodenstein bringen darauf einen modifizierten Antrag in Form einer Resolution ein. Die Repräsentanten erachten es für dringend wünschenswert, daß der Gemeindevorstand den Bau einer Synagoge im Nordwesten der Stadt ins Auge fasse. Zugunsten dieser Resolution, die einstimmig angenommen wird, zieht Herr Weinberg seinen Antrag zurück. Nun wird die Etatberatung fortgesetzt und sämtliche Titel werden mit den in der geheimen Sitzung aufgenommenen Modifikationen en bloc angenommen. Der Antrag Blumenthal zum Titel Subventionen, dem jüdischen Mädchenstift unter Leitung des Dr. Strelitz einen jährlichen Zuschuß von 500 M. zu bewilligen, wird auf Anraten des Vorstands als nicht hierhergehörig zurückgezogen. Alsdann wird der ganze Etat genehmigt. Es stellen sich die Ausgaben für:

	1904/05	1905/06	1906/07
	1 728 081,89	1 767 505,80	1 815 305 72 M.
Einnahmen:	343 815,95	341 615,95	339 415,95 „
so daß aufzubr. sind	1 384 265,94	1 425 889,85	1 475 889 77 M.

Wegen der zum Etat seitens des Vorstands gestellten Anträge veranlaßt Herr Weinberg noch eine kurze Debatte. Alsdann erfolgt auch deren Annahme, einschließlich des Antrages, den Blumenthal-Nachlaß von 63 000 M. dem Pensionsfonds zuzuschlagen, gegen den Herr Weinberg nochmals Einspruch erhob, ohne jedoch eine Mehrheit zu erreichen. — Schließlich wird dem Religionsverein Friedrichsberg noch eine Subvention von 2000 M. bewilligt und für die Speisung der Gefangenen in Insterburg und Kottbus am Peßach werden je 50 M. bereitgestellt. Schluß der öffentlichen Sitzung 2 Uhr.

Berlin, 28. März. (Silberne Hochzeit.) Am Samstag hat das Rabbiner Dr. Eschelbachersche Ehepaar das Fest der silbernen Hochzeit gefeiert. Die zahlreichen Freunde, die Herr Dr. Eschelbacher und seine liebenswürdige, allezeit hilfsbereite Gattin sich in den wenigen Jahren ihres hiesigen Aufenthalts erworben, haben mit Freuden die Gelegenheit wahrgenommen, dem Jubelpaar ihre Sympathien kundzugeben. Kostbare Geschenke waren von allen Seiten dargebracht worden, die ganze Wohnung der Rabbinerfamilie war in einen Blumenhain verwandelt. Die Vorstände der beiden Synagogen Heidereutergasse und Kaiserstraße, in denen Dr. Eschelbacher ausschließlich funktioniert, haben einen prächtigen silbernen Tafelaufsatz überreicht; andere wertvolle und geschmackvolle Gaben kamen von Wohlfahrtsvereinen, denen Herr und Frau Dr. Eschelbacher als Vorstandsmitglieder angehören — wir nennen nur die Montefiore-Loge, den jüdischen Taubstummenverein, den Verein „Judas Töchter“ und „Frauen-Unterstützungsverein“ — und von den persönlichen Freunden des Hauses. Zahlreiche Besuche brachten ihre Glückwünsche persönlich dar und bewiesen dem Silberpaar, daß die von ihm ausgesäte Liebe auf dankbaren Boden gefallen ist.

Berlin, 30. März. (Gedächtnisfeier.) Die Freie Wissenschaftliche Vereinigung an der hiesigen Universität hat gestern abend im Brandenburger Haus eine Gedächtnisfeier für ihren bei Owikokorero gefallenen Alten Herrn Regierungsbaumeister Joseph Bendix veranstaltet.

Berlin, 27. März. (Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums.) Das Verzeichnis der im Sommer-Semester 1904 an der hiesigen Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums zu haltenden Vorlesungen ist erschienen. Herr Dr. Baneth wird lesen:

1) Talmud Babli stat. Kidduschin Kap. II, 4 Stunden, Montags und Donnerstags 8—10 Uhr.
2) Jore De'a (Tur und Schulchan 'Aruch, 83—86) zwei Stunden, Montags und Donnerstags 10—11 Uhr.
3) Eben ha'ezer XVII, 1 Stunde, Donnerstags 11—12 Uhr.
4) Mischne Tora, V. Buch, 2 Stunden, Montags und Donnerstags 12—1 Uhr.
5) More N'buchim II, 2 Stunden, Dienstags und Freitags 11—12 Uhr.
6) Pentateuch mit alten Kommentaren, 2 Stunden, Mittwochs 11—1 Uhr.
7) Einleitung in den Talmud, 1 Stunde, Montags 11—12 Uhr.

Herr Dr. Elbogen wird lesen:

1) Erklärung des Propheten Jesaia (Fortsetzung) 2 Stunden, Montags und Mittwochs 10—11 Uhr.
2) Die fünf Megillot, 1 Stunde, Sonntags 10—11 Uhr.
3) Talmud Babli curs., Schabbath Kap. VII, 4 Stunden, Sonntags und Mittwochs 8—10 Uhr.
4) Geschichte der Juden in Deutschland vom XII.—XV. Jahrhundert, 2 Stunden, Dienstags 9—10, Freitags 10—11 Uhr.
5) Geschichte des Synagogenkultus und der synagogalen Literatur, Fortsetzung, 2 Stunden, Dienstags und Donnerstags 10—11 Uhr.
6) Judäa unter hasmonäischen und herodianischen Fürsten. (Für Studierende aller Fakultäten.) 1 Stunde, Dienstags 6—7 Uhr.

Herr Prof. Dr. Maybaum wird lesen:

1) Homiletik, 1 Stunde, Dienstags 8—9 Uhr.
2) Homiletische Uebungen, 2 Stunden, Freitags 8—10 Uhr.

Die Eröffnung des Sommer-Semesters findet am 19. April um 11 Uhr vormittags statt. — Als Zuhörer für die Vorlesungen sind in erster Linie die rite immatrikulierten Studierenden der hiesigen Universität — und zwar ohne Unterschied der Fakultät — in Aussicht genommen. Auch andere Personen können auf Grund besonderer Ermächtigung an den Vorlesungen teilnehmen. Die Anmeldung erfolgt bei dem zeitigen Vorsitzenden des Lehrer-Kollegiums, Herrn Rabb. Prof. Dr. S. Maybaum, in seiner Wohnung, Hinter der katholischen Kirche 1, täglich (mit Ausnahme der Sabbate und jüdischen Festtage) von 11—12 Uhr.

Berlin, 27. März. (Arbeiterkolonie Weißensee.) Heute fand im Bureau des D. J. G. B. Steglitzerstraße 85 die II. ordentliche Mitgliederversammlung des „Vereins jüdische Arbeiterkolonie und Asyl in Weißensee bei Berlin" statt. Für den erkrankten Vorsitzenden Herrn Maurermeister Adler, hatte der stellvertretende Vorsitzende, Herr Moritz Rosenow, die Leitung übernommen. Auf die Vorlesung des gedruckt vorliegenden Geschäftsberichts wurde verzichtet, seine Verbreitung als Propagandaschrift vielseitig gewünscht, da es gilt, die noch immer unzureichenden Einnahmen des im übrigen sehr populären Instituts zu erhöhen. Auf Grund des schriftlich vorliegenden Berichts der Revisionskommission wurde dem Schatzmeister Herrn Lustig Decharge erteilt und die bisherigen Mitglieder der Revisionskommission wiedergewählt. Eine Neuwahl des Vorstands war nicht erforderlich, da das dreijährige Mandat der bisherigen Mitglieder noch ein Jahr läuft. Freudig stimmte die Generalversammlung der durch den Vorstand erfolgten Ernennung des um den Verein hochverdienten Herrn Adler zum Ehrenmitglied des Vereins zu.

Berlin, 27. März. (Verein für jüdische Krankenpflegerinnen.) In der heutigen ordentlichen XI. Generalversammlung des Vereins für jüdische Krankenpflegerinnen wurde der Rechenschaftsbericht entgegengenommen, der Voranschlag des Etats für das kommende Geschäftsjahr festgestellt und der ausscheidende Teil des Vorstandes einstimmig wiedergewählt. Der Verein hat in jedem Betracht Fortschritte gemacht und sich in seinem zehnjährigen Bestand wohl bewährt. Die Herren Professoren Israel und Lazarus wurden zu Ehrenmitgliedern ernannt.

Berlin, 27. März. (Fortbildungsverein Montefiore.) Der Israelitische Fortbildungsverein „Montefiore" hielt am vorigen Sonntag in seinem Vereinslokal, Dircksenstr. 46, die diesjährige Generalversammlung ab. Aus dem Bericht des Vorstandes ist hervorzuheben, daß die vom Verein veranstalteten Lehrkurse sich sehr lebhaften Besuches zu erfreuen hatten. Ebenso wurde die Bibliothek im abgelaufenen Jahr in höherem Maß als in den früheren benutzt, sodaß der Vorstand sich zu einer großen Zahl von Neuanschaffungen veranlaßt sah. Die Bibliothek, die nun etwa 800 Bände enthält, weist jetzt die besten Erzeugnisse auch der neueren jüdischen Literatur auf. — Die Kassenverhältnisse des Vereins haben sehr erfreuliche Fortschritte gemacht. An den Bericht des Vorstandes schloß sich eine sehr lebhafte Diskussion seitens der Mitglieder. — Die Versammlung wählte den bisherigen Vorstand wieder: Herrn Dr. N. Moses zum Vorsitzenden, die Herren Louis Lewy und Arthur Marcus zu Schriftführern, Herrn Hermann Keßler zum Kassierer und Herrn Arthur Wolff zum Bibliothekar. Der Verein versendet in dieser Woche an eine große Zahl jüdischer Gemeinden in Deutschland folgenden Aufruf:

Wir nähern uns wieder der Zeit, in der Tausende von jungen Leuten die Schule verlassen und ins Leben hinaustreten. Ein großer Teil derselben ist gezwungen, einer vorteilhaften Ausbildung wegen sich nach Berlin zu wenden. So mancher Vater mag sich nur schweren Herzens hierzu entschließen, denn sehr oft und gar zu leicht gerät der unerfahrene Sohn in schlechte Gesellschaft und verfällt den Gefahren der Großstadt. Noch mehr ist dies bei dem jüdischen Vater der Fall, dem außerdem noch am Herzen liegt, daß sein Sohn auch in der Fremde den Traditionen des Elternhauses treu bleibt und sein Judentum nicht nur dem Namen nach, sondern auch in seinem Herzen bewahrt. Dieses Ziel zu erreichen hat sich unser Verein zur Aufgabe gemacht. Zu diesem Zwecke unterhält er ein eigenes Lokal, in dem allwöchentlich hervorragende Gelehrte Vorträge über die verschiedensten Gebiete jüdischen Wissens halten. Eine große, die besten Erzeugnisse der jüdischen Literatur enthaltende Bibliothek unterstützt diese Bestrebungen. — Doch, nicht nur sein Wissen zu erweitern, findet der jüdische Jüngling hier Gelegenheit, auch für Geselligkeit im edelsten Sinne sorgt unser Verein in verschiedenartigster Weise. Hier findet jeder jüdische junge Mann stets Anschluß an gleichgesinnte Elemente, und dies bewahrt, was alte Erfahrung beweist, vor sittlichem Niedergang.

Wir treten daher an alle jüdischen Väter, denen außer dem leiblichen auch das sittliche und geistige Wohl ihrer Söhne am Herzen liegt, mit der Bitte, ihre Söhne zu veranlassen, unseren Verein aufzusuchen. Jeder einzelne wird uns herzlich willkommen sein.

Nähere Auskunft erteilen jederzeit bereitwilligst die Unterzeichneten:

Dr. Ed. Biberfeld, Ehrenvorsitzender, Heidereutergasse 4. Dr. Nathan Moses, Vorsitzender, Post-Str. 19. Arthur Marcus, Landsberger Str. 55, I. Louis Lewy, August-Str. 84, II. Hermann Keßler, Flensburger Str. 19. Arthur Wolff, Alte Jakob-Str. 96.

Berlin, 27. März. (Verein zur Musikpflege.) Dem Vorstand des Vereins zur Pflege hebräischer Musik gehören an die Herren Dr. Paul Rosenberg, Prof. Dr. Blaschke, Bureaudirektor Budwig, Louis Plonsker, Dr. Georg Loewenberg, Dr. Benno Müllerheim, Willibald Loewenthal, Kapellmeister Kellermann (musikalischer Leiter), sowie die Damen Frau Maurermeister Adler, Frau Plonsker, Frau Feig. Beitrittserklärungen für singende und nichtsingende Mitglieder (2 M. Eintrittsgebühr und 8 M. Jahresbeitrag) nehmen sämtliche Vorstandsmitglieder entgegen.

Königsberg i. Pr., 27. März. (Schulberichte.) Der Bericht über den im Schuljahr 1903/04 von Gemeindewegen erteilten Religionsunterricht, von dem Dirigenten Rabbiner Dr. Vogelstein erstattet, legt Zeugnis ab von fruchtbarem Bemühen auf dem wichtigsten Feld gemeindlicher Tätigkeit. Ueber 400 Kinder sind von einem 7 Mitglieder umfassenden Lehrerkollegium unterrichtet worden. Dem Bericht ist eine gedankenvolle Abhandlung des Rabbiners Dr. Felix Perles über das Gebot im Judentum vorausgeschickt. — Gleichzeitig ist der Bericht der Religionsschule der Adaß Jisroel erschienen, von Rabbiner Dr. Moritz Silberberg erstattet, der inzwischen in Schrimm in einen neuen Wirkungskreis getreten ist. Dem Bericht ist ein von Rabbiner Dr. Silberberg verfaßtes Vokabularium zum Mischnatraktat Baba mezia beigegeben.

Insterburg, 27. März. (Vorstandseinführung.) Herr Amtsgerichtsrat Blumenfeld ist zum Vorsitzenden des Gemeindevorstands gewählt worden. Am vergangenen Sonntag fand die Amtseinführung nach Ansprachen des Herrn Vorstehers Eloesser und des Herrn Rabbiners Dr. Beermann statt. — Der Neubau oder eine Erweiterung der Synagoge ist in Aus-

sicht genommen, ebenso die Einführung eines besonderen Predigtgottesdienstes für Freitag abend.

Schrimm, 27. März. (Amtseinführung.) Herr Rabbiner Dr. Moritz Silberberg wurde gestern in sein Amt an der hiesigen Gemeinde eingeführt. An der Feierlichkeit in der festlich geschmückten Synagoge nahmen die Spitzen der Behörden teil, darunter der Kreisschulinspektor, der Lokalschulinspektor und der Gymnasialdirektor. Die Antrittspredigt, in der Herr Rabbiner Dr. Silberberg die Ausstellung von seinem Beruf darlegte, fand allgemeinen Beifall.

Frankfurt a. M., 27. März. (Religionsschule) Der Schulbericht der hiesigen Israelitischen Religionsschule (Dirigent: Dr. Jakob Horovitz) ist erschienen. Er erzählt von erfreulichem Aufschwung der Schule und von erfreulichem Wachstum des Interesses an religiösen Dingen innerhalb unserer Gemeinde und namentlich ihrer Jugend. Zwölf Lehrer und Lehrerinnen erteilen den Unterricht. Den Vorstand der Israelitischen Religionsschule bilden die Herren Rabbiner Dr. Horovitz, Prof. Dr. Werner, Alfred Geiger, Isaac Weill, Julius Carlebach, L. Mainz, Jac. S. Posen und Nathan Sondheimer.

Paris, 27. März. (General Leopold Sée.) Im Alter von 82 Jahren ist hier einer der wenigen jüdischen Offiziere gestorben, die den Generalsrang erworben hatten. Divisions-General Leopold Sée war nach Absolvierung der Militärerziehungsanstalt von Saint-Cyr als Leutnant in das 3. Inf.-Linienregiment eingetreten. Als im Jahr 1848 in mehreren kleinen Städten des Elsaß gegen die jüdische Bevölkerung gerichtete Unruhen ausgebrochen waren, stand zufällig der jüdische junge Leutnant an der Spitze der Militärabteilung, die zur Bekämpfung der Unruhen abgesandt worden. Er erledigte sich seiner Aufgabe mit großem Takt und außerordentlicher Umsicht. Nach seiner Ernennung zum Hauptmann trat er 1851 in ein Zuavenregiment ein und diente unter General Bourbaki in Algier. Hier leitete er mehrere Expeditionen in das Innere des Landes und ging 1854 nach der Krim, wo er mit seinem Regiment an allen Entscheidungsschlachten des Feldzugs teilnahm und sich trotz zweimaliger Verwundung durch große Tapferkeit auszeichnete. Er erhielt dafür den Orden der Ehrenlegion und wurde trotz seiner jungen Jahre zum Bataillonschef des 96. Linienregiments befördert. Als solcher nahm er 1859 am italienischen Feldzug teil und kämpfte in der Schlacht bei Magenta. 1863 wurde er Oberstleutnant und Offizier der Ehrenlegion und 1868 Oberst im 65. Linienregiment zu Valenciennes. Im deutsch-französischen Feldzug von 1870 zeichnete sich Oberst Sée in den Schlachten von Borny, Gravelotte und St. Privat aus und erhielt bei Metz eine schwere Verwundung am Bein. Die Verwundung war so schwer, daß der Oberst von preußischer Seite als Invalide angesehen und daß ihm ohne jede Bedingung die Rückkehr nach Frankreich gestattet wurde. Nach seiner Genesung wurde er zum Brigadegeneral ernannt und von der Regierung der Nationalverteidigung mit der Organisation der Linien von Charenton beauftragt. Nach dem Kriege hat General Sée die verschiedensten Truppenteile kommandiert, erhielt 1876 das Kommandeurkreuz der Ehrenlegion und wurde 1880 zum Divisionsgeneral ernannt. 1887 nahm General Sée seinen Abschied, nachdem er schon zwei Jahre früher zum Großoffizier der Ehrenlegion befördert worden war. Fünfundvierzig Jahre lang hatte er seinem Vaterland als Soldat gedient; nach seiner Pensionierung widmete der immer noch frische und rüstige General seine Tätigkeit den Wohlfahrtsinstituten seiner jüdischen Brüder und vertrat u. a. bis zum Jahr 1896 die Stadt Paris im Zentralkonsistorium der Juden Frankreichs. Bei der Beerdigung wurden dem heimgegangenen General alle herkömmlichen militärischen Ehren zuteil. Vor dem Sterbehaus waren Detachements von Artillerie, Infanterie und Kavallerie unter der Führung eines Generals, Großoffiziers der Ehrenlegion, aufgestellt, Vertreter der Regierung und des Generalgouverneurs von Paris wohnten dem Leichenbegängnis bei. Auf dem Friedhof Montmartre hielt Rabbiner Israel Lévi die Trauerrede.

London, 28. März (Neue Synagoge.) Im Stadtteil Bow in der Lincolnstraße ist am letzten Sonntag eine neue Synagoge eröffnet und eingeweiht worden, die erste in jenem Stadtteil. Die Gemeinde, die dieses neue Gotteshaus errichtet hat, besteht schon seit einundzwanzig Jahren und hat bisher ihren Gottesdienst in verschiedenen Privathäusern verrichtet. Die neue Synagoge ist ein einfacher freundlicher Bau mit Glasdach; sie ist mit Sitzplätzen für 150 Männer und 50 Frauen versehen, die erforderlichen Mittel sind vom Vorsitzenden und Schatzmeister der Synagogengemeinde vorgestreckt worden. Die Leitung des Einweihungsgottesdienstes und die Festrede hat der Chiefrabbi Dr. Adler übernommen, der Rabbiner der neuen Gemeinde G. Davids stand ihm dabei zur Seite, und der Chor der neuen Synagoge führte in vortrefflicher Weise die Festgesänge aus. Alle für den Ritus erforderlichen Gegenstände, auch Vorhang und Kandelaber sind von Mitgliedern und Freunden der Gemeinde als Geschenke dargebracht worden.

Personalnachrichten und kleine Mitteilungen. Dr. Arnold Lazarus vom Rabbinerseminar in Breslau ist zum Hilfsprediger der jüdischen Gemeinde in Frankfurt a. M. gewählt worden. — Das neue Gesetz für Sonntagsheiligung, das jetzt im holländischen Parlament beraten wird, enthält in der Klausel 362 die Bestimmung, daß alle Personen, die in Ausübung ihrer Religion an einem anderen Tag als dem Sonntag keinerlei Arbeit verrichten, dafür am Sonntag ihren Geschäften nachgehen dürfen. — Der König von Italien hat zwei Juden zu Senatoren ernannt: den bekannten Schriftsteller Signor Eduardo Arbib und den Professor der italienischen Literaturgeschichte an der Universität Pisa, Dr. Alessandro d'Ancona. — Der seit dreißig Jahren als Rabbiner in Nizza fungierende Rabbi Honel Meiß ist zum Oberrabbiner von Marseille gewählt worden. Die Wahl wird ohne Zweifel sowohl vom jüdischen Zentralkonsistorium wie vom Unterrichtsminister bestätigt werden. — In Charlottenburg ist Justizrat Dr. Maximilian Bernhard gestorben.

Feuilleton.

Ein Frauenleben.

Biographischer Roman von C. Berg.

(Fortsetzung.)

Posthuma hatte sich geschwind gebückt und überreichte dem alten Herrn mit artiger Verneigung sein Portefeuille und das Papier.

„Herr Baron, ich habe die erste Ihrer Conditiones nun gehört; die Auseinandersetzung der folgenden bitte ich höflichst mir zu ersparen. Niemals werden Sie mich glauben machen, daß Graf Alfred eine Ahnung davon habe . . .“

„Ganz recht, mademoiselle; wie ich Ihnen eben erklärt habe: nicht Graf Alfred, sondern die Frau Fürstin-Mutter und dero Sohn, Fürst Adalbert, das Oberhaupt der Familie, sind es, die von Ihnen unbedingte Unterwerfung und gehorsame

Anerkennung aller Pflichten, die man von Ihnen fordern werde, verlangen."

„Nun denn, meinen Respekt an die Frau Fürstin-Mutter und meine ehrerbietige Huldigung an Seine Durchlaucht den Herrn Fürsten von Leuchtenburg, und vermelden Sie gütigst den Durchlauchten, daß ich es untertänigst vorziehe, in meiner angeborenen Niedrigkeit und in dem Glauben meiner Väter zu verharren."

Der Baron suchte nach einem Stützpunkt. „Ich höre Ihre Worte, aber ich verstehe sie nicht." . . . Nun nahm er ungebeten einen Stuhl und tupfte sich mit einem seidenen Tuch über das dünnbehaarte Köpfchen. „Haben Sie Tollkirschen gegessen, ma petite?" Und da Posthuma, die bleich vor Zorn und Erregung vor ihm stand, nicht antwortete, wandte er sich auf einmal, merklich freundlicher, an Emil: „Aber, lieber Stahl, so reden Sie doch ein Wort! Hören Sie nicht, daß Ihr Mündel im Begriff ist, einen noch nicht dagewesenen affront zu begehen?"

Vom Fenster her kam Stahls Stimme heiser und undeutlich: „Meine Nichte ist mündig, Herr Baron. . . . Wenn sie der Glanz, Gräfin Leuchtenburg zu werden . . ."

„Ach was, Glanz!" unterbrach ihn Posthuma rücksichtslos, und ihre Augen begannen zu funkeln. Eine Anwandlung ihres alten Jähzorns hatte sie gepackt; sie riß ihre Schärpe, mit deren Enden sie bis dahin nervös gespielt hatte, von ihrer Taille, ballte sie zu einem Knäuel und schleuderte sie zu Boden. „So werfe ich diesen Glanz von mir, so! Schmach und Schande ist es, in dieser Art um eine unbescholtene Jungfrau zu werben, und wäre es tausendmal eine bürgerliche und eine Jüdin obendrein! Und nicht allein über meinen Körper verfügen die Hochgeborenen, als beschlagnahmten sie eine Pflanze oder ein Tier, nein, auch über die Zugehörigkeit zu meiner Familie und über meine Seele bestimmen sie, als wär es eine Gnade, ein Menschenherz loszureißen von dem, was ihm am teuersten und liebsten ist. . . . Herr Baron, sagen Sie Ihrer Herrschaft, daß ich niemals gewillt war, mich in die Gemeinschaft ihres stolzen Hauses zu drängen. Ich habe nie danach getrachtet, die Hand des Grafen Leuchtenburg zu erwerben; es genügt mir, daß ich sein Herz besitze, und das habe ich, und es gehört mir für alle Zeit."

„Leider Gottes, Sie unbesonnenes Kind! Und wenn es ein Ruhm ist, den Sohn zu erregen gegen seine Mutter und den Bruder aufzulehnen gegen den Bruder, so triumphieren Sie — das ist Ihnen gelungen. Aber zwei Mädchenhände, und wären sie noch so weich und zierlich, sollen nicht Brauch und Herkommen, die Säulen eines alten, festen Hauses, stürzen dürfen; und es mag Sie nicht wunder nehmen, daß man Sie nicht willkommen heißt da, wo man Sie nicht ins Haus gebeten hat. Denn ob mit Recht oder Unrecht, durch Sie ist Unfrieden gekommen unter gute Menschen, und wenn einer vor Mutter und Bruder schwört: falls ich diese nicht zum Weib nehmen kann, schieße ich mir eine Kugel in die Brust . . ."

„Das wird Alfred nicht tun!"

„Nicht? Wissen Sie das so sicher, Demoiselle? Aber sein Oheim hat es doch auch getan und war just nicht älter als der Graf."

Es lag jetzt etwas in des Barons Stimme, das Postels Zorn längst entwaffnet hatte; sie fühlte es wohl heraus: der alte Mann hier hat Alfred sehr, sehr lieb.

Und als hätte der Baron ihre Gedanken erraten, fuhr er bewegten Tones fort: „Was glaubt solch ein junger Wirbelkopf? Eine Mutter, ein Bruder, Freunde haben mit tausend Hoffnungen einen Jüngling werden, sich bilden und erblühen sehen, um ihn dann als Lustgespiel an das erste beste, rotbäckige Mädchengesicht zu verlieren?"

„Herr Graf", sprach Emil mit Haltung, „es fällt mir nicht ein, meine Nichte als ganz schuldlos an diesen unerquicklichen Vorgängen im Hause Leuchtenburg hinzustellen, aber von den Vorwürfen, die Sie ihr jetzt machen, verdient sie nicht einen!"

„Ich weiß nicht, was ich denken soll, Herr Stahl . . . . Welchen Bescheid bringe ich den Herrschaften? Wenn Demoiselle Stahl rachsüchtigen oder boshaften Herzens ist, verlangt sie wohl, daß ich mich demütige und sie bitte, des Grafen Antrag anzunehmen, um der Familie sein teures Leben zu erhalten."

„Da sei Gott davor, Herr Baron!" rief Posthuma erschrocken. „Das Leben meines Freundes ist mir ebenso heilig wie Ihnen und seinen Angehörigen."

Sie trat ans Fenster, um dem Baron den Ausdruck ihres Gesichts zu verbergen; sie wollte einen befreienden Ausweg aus dieser peinlichen Lage finden, ja, sie wollte und mußte ihn finden und zwar sogleich. In Sinnen verloren, hörte sie doch, wie der Baron sprach: „Herr Stahl, Sie haben die Pflicht, Ihre Nichte zu persuadieren; ein solches Glück kommt dem Menschen nur einmal im Leben."

„Posthuma möge selbst entscheiden", antwortete Stahl, während seine Stimme merklich zitterte. „Gewiß ist der äußere Glanz, der sie erwarten würde, sehr groß . . . Wähle", sprach er hart und fest, „vergiß Gott und die Deinen, aber wisse: an dem Tag, da du deinen alten Glauben ablegst, werde ich meinen Rock zerreißen und dich als eine Tote beweinen!"

„Aber", rief der Baron tadelnd, „Stahl, Stahl, ich habe Sie stets für einen weltklugen Mann gehalten; es ist unvernünftig, wenn Sie Ihrer Nichte die Entscheidung durch Sentimentalitäten noch mehr erschweren. Sie können ihr die Chancen nie ersetzen, die ihr durch unkluges Verhalten dann für ihr ganzes Leben verloren gehen. Ich rate Ihnen gut und als Gentleman gegen meine eigenen Wünsche; denn diese", schloß er seufzend, „gehen dahin, daß der eigensinnige, verliebte junge Mensch auf irgend eine honette Weise zur raison gebracht würde!"

„Ja", wiederholte Postel nachdenklich, „der äußere Glanz wäre sehr groß, nicht umsonst führen die Leuchtenburger die Sonne im Wappen . . ."

„Nicht doch, mein Kind, das Leuchtenburger Wappen sind drei Sterne über der Burg."

„So ist es", stimmte der Graf bei.

„Aber, meine Herren, Sie irren sich alle beide", rief Postel sehr energisch; „ich habe doch das Siegel und die Schilder oft genug gesehen! Täglich hatte ich das Wappen mit der Sonne vor Augen."

„Es ist wirklich eine Keckheit von dir, so zu streiten, Posthuma!" ereiferte sich Stahl verdrießlich. „Sie müssen nämlich erfahren, Herr Baron, daß ich Wappensammler bin. Wenn Sie zwei Minuten verzeihen wollen, werde ich mit Ihrer Erlaubnis meine Chatulle herbeiholen, um diese Eigensinnige da ad oculus zu überführen."

Kaum hatte Stahl das Zimmer verlassen, so stürzte Posthuma an den Sekretär und schrieb in fliegender Eile ein Billett, faltete es und trat mit hochroten Wangen vor den Baron: „Exzellenz! Niemand vermag Graf Alfred seinen Irrtum auszureden als ich selbst. Wenn Sie ihn lieb haben, übergeben Sie ihm, ich beschwöre Sie, insgeheim dieses Blatt, und alles wird gut werden, so gut, als Sie, die Frau Fürstin und Fürst Adalbert es wünschen."

„Schöne, kleine Schlange", scherzte der Baron, mi

feinem Lächeln das Billett in seine Brusttasche schiebend. „Und wer bürgt mir dafür, das Sie nicht ein Doppelspiel mit mir treiben?"

„Ich bürge Ihnen dafür mit meiner Mädchenehre."

„Gut, Demoiselle, ich glaube Ihnen. Und wenn Ihre Absichten loyal und Ihre Handlung von guten Folgen begleitet sein wird — o mein Kind, Sie ahnen nicht, wie viel böses Sie verhüten; ja, und dann will auch ich Sie für jedes schlimme Wort, das ich Ihnen heut gesagt, herzlich um Verzeihung gebeten haben." Er führte ihre Hände an seine Lippen und sprach weich: „Glauben Sie mir, wir alle werden Sie jetzt noch höher ehren und achten, als wenn Sie wirklich die Gemahlin des Grafen Leuchtenburg geworden wären."

Eben stieß Emil die Tür auf und kam mit einem mittelgroßen, silberbeschlagenen Ebenholz-Kästchen herein. „Wenn Sie Kenner und Liebhaber sind, lieber Stahl", sprach der Baron verbindlich, „so vergönnen Sie mir wohl, einige alte Siegel, die ich besitze, Ihnen zuzusenden. Es sind ein paar seltene Stücke aus dem dreizehnten Jahrhundert dabei."

„O, Herr Baron, zu viel Güte!" schmunzelte Emil.

„Ja", lachte Postel, „diese alten Schnurrpfeifereien sind Onkels Steckenpferd."

„Mehr Respekt, Mamsell!" Er schloß behutsam den Kasten auf: „Da liegt das Leuchtenburger Schild obenauf, das ist aber mehr als merkwürdig . . . Siehst du nun ein, daß du wieder zu Unrecht gestritten?"

„Wahrhaftig, drei Sterne über der Burg! Vergib mir, Onkel, ich glaubte wirklich an die Sonne!"

Der Baron ließ sich die seltensten Stücke der Sammlungen zeigen und äußerte sich zu Emils geheimer Befriedigung als Fachmann sehr lobend über die verständige Anordnung und Zusammenstellung des Wappenschatzes. „Wie schade", sprach er bedauernd, „daß ich nicht nur hier bin, um mich einer so friedlichen und angenehmen Besichtigung hinzugeben! Aber meine Zeit ist um. Demoiselle Stahl, ich kenne nun Ihre Antwort und Ihre Meinung und werde sie gewissenhaft meiner gnädigen Fürstin unterbreiten". Er verabschiedete sich sehr schnell.

Emil, der ihn bis an den Wagen geleitet hatte, kam kopfschüttelnd zurück. „Was ist das?" fragte er mißtrauisch. „Ich will nicht hoffen, Unglückskind, daß du in den wenigen Minuten meiner Abwesenheit eine Zusage für diese unmögliche Heirat gegeben hast?"

„Onkel", rief Postel ernstlich gekränkt, „habe ich dich je betrogen?!"

„Du hast mich noch nie betrogen, aber du bist doch kein ehrlich' Menschenkind. Na, ich denke, die Lektion von heute war für deine Geheimniskrämerei wohlverdient. Gräfin hin, Gräfin her! Dieser Alfred scheint ein braver Junge; wenn er ein Jude wär', hätt' ich nichts dagegen . . . Nun aber laß mich mein Schläfchen halten, denn meine Reise und dein Baron haben mich gründlich müde gemacht!"

Postel versicherte, sie werde alle Sorge tragen, daß der gute Onkel während der nächsten drei Stunden nicht gestört werde . . .

* * *

Mitten auf der Hauptstraße erhebt sich ein stattliches, vornehmes Haus; schöne Scrafitto-Bildwerke schmücken seine Mauern, eine Säulenhalle leitet zu dem Portal, in das ein mächtiges Gitter mit reich vergoldeten Verzierungen, ein Prachtstück alter Schmiedeeisen-Kunst, gefügt ist; vorn an der Straße umgrünen die Säulen vier herrliche Linden, die Lieblinge der Residenzler, die alljährlich im Sommer mit Entzücken den Wohlgeruch dieser inmitten der staubigen Straße mit verschwenderischer Fülle blühenden Bäume einatmen. An die Hinterfront des schloßartigen Gebäudes schließt sich ein großer Garten mit Statuen und einer Fontäne, ein Flieder- und Rosen-Paradies, in das die Passanten, wenn das Hausportal von den Lakaien gerade geöffnet wird, um die Equipage hindurchzulassen, manchmal einen Blick tun dürfen, wie in ein verschlossenes Wunderland. Das ist das Winterquartier der Leuchtenburger. Fürst Adalbert hat das Palais einem schwerreichen Patrizier der Stadt abgekauft und es zum Witwensitz für seine Mutter bestimmt. Aber die Fürstin residiert doch nicht allein; die Söhne, die mit schwärmerischer Zärtlichkeit an der Mutter hängen, sind so oft bei ihr, als es ihre Stellung bei Hofe und ihr Dienst in der Armee erlauben. Prinz August wie seine Gemahlin sieht man häufig dort vorfahren, und auch sonst wird das Haus selten von erlauchten Gästen leer. Heute aber war nur Familiendiner im allerengsten Kreise. Die Fürstin Luison hatte eben die Tafel aufgehoben und ihre Gesellschaftsdame freundlich beurlaubt. Fürst Adalbert war, der Einladung seiner Mutter, „die Zigarre bei ihr zu rauchen", folgend, mit in ihr Boudoir getreten und ließ sich dort in einem Schaukelstuhl am Kamin nieder; Alfred dagegen, der schon bei Tisch, wie in den letzten Tagen sehr oft, einsilbig und teilnahmslos dasaß und kaum Speise und Glas berührte, hatte sich begnügt, der Fürstin die Hand zu küssen, und war dann schnell aus dem Speisezimmer geeilt, als wünschte er um keinen Preis zurückgehalten zu werden.

Die Fürstin saß auf ihrem Lieblingsplatz in dem mit Blattpflanzen und duftenden Maiglöckchen geschmückten Erker; vor ihr in einem eleganten Arbeitskorb ruhte die Stickerei, mit der die hohe Frau gewöhnt war, sich eine müßige Stunde zu vertreiben. Aber die feinen, schlanken Finger lagen heute untätig übereinander gefaltet, und das schöne Antlitz der Matrone blickte so sorgenvoll und bekümmert vor sich hin, daß Fürst Adalbert, der es insgeheim liebevoll betrachtete, sich darüber lebhaft beunruhigte. Schneller und schneller kam sein Schaukelstuhl in Schwung, immer dunkler wirbelten die Wölkchen der Havannah; endlich sprach er halblaut und unmutig wie zu sich selbst:

„Ich mag das garnicht mehr mit ansehen! Ist es gerecht, daß eine, rund herausgesagt, große Jugendeselei das Herz meiner Mutter beschweren darf? Und auch der Junge reibt sich auf und zehrt sich ab!"

„Wir haben ihm ja doch nachgegeben", kam es leise vom Fenster zurück, „was konnten wir noch mehr für ihn tun?"

„Wir hatten unrecht, uns so schnell zu fügen; wir begehen damit auch ein schweres Unrecht an ihm. Der junge Herr kommt, erklärt uns seinen Willen, man entsetzt sich, debattiert hin und her, er droht, setzt sich, respektive uns die Pistole auf die Brust, und wir lassen uns einschüchtern, wie die schmachtende Luise in Herrn von Schillers bürgerlicher Tragödie. Himmelschockschwerenot Donnerwetter noch einmal! Verzeihen Sie, Mama, wir mußten stärkeres Geschütz auffahren, um den verliebten Jüngling von seiner Torheit abzubringen!"

„Was haben unsere Bitten und Drohungen genützt? Selbst die Ungnade des Prinzen hat diesen Starrkopf nicht beugen können. Ich weiß nur zu gut: ein Wille, wie der meines Alfred, ist nicht zu brechen. Und nun bin ich mürbe." Sie seufzte tief auf.

Der junge Fürst warf zornig den Rest seiner Zigarre in das Kaminfeuer. „Gestehen Sie, beste Mutter, nicht eine einzige meiner vielen, vielen Tollheiten hat Ihnen so großen

Kummer verursacht, wie dieses erste Erwachen der Leidenschaft bei Ihrem Lieblingskinde."

„Mein Sohn, du wirst ungerecht gegen mich, wie gegen deinen Bruder. Erstens liebt eine Mutter ein Kind wie das andere — ich habe zwei Lieblingssöhne, merke dir es wohl; und zweitens seid Ihr so verschieden, wie man nur selten ein Geschwisterpaar finden mag. Du, mein Alter, leicht aufflammend und schnell erregt, besitzest ganz das feurige, leicht entzündliche Herz deines teuren Vaters. Alfred aber" — die Fürstin fuhr verstohlen mit dem Spitzentüchlein über die Augen — „Alfred, der so kühl und unempfindlich scheint, hat leider ganz die Art meines unglücklichen einzigen Bruders . . . Der war ruhig und tief wie das Meer . . . Da kam ein Frühlingssturm und wühlte sein Inneres auf . . . Wie haben wir uns alle seiner Neigung widersetzt: mein Vater hat ihn enterbt, mein Gatte und ich mußten ihn verleugnen, die Gesellschaft hat ihn geächtet. Und dann — du hast es mich oft bejammern hören, mein Kind — das Ende war fürchterlich."

Fürst Adalbert gab dem Schaukelstuhl einen Stoß und sprang auf. „Das ist der Fluch der großen Dummheiten, daß sie fortzeugend neue stets gebären", murmelte er durch die Zähne. „Ich wollte, mein hochseliger Herr Oheim hätte Klügeres getan, als sich seiner kleinen Sängerin wegen eine Kugel in den Kopf zu jagen. Ohne diese verwünschte Familien-Reminiszenz hätte ich sicher ganz allein Junker Alfred zur Raison gebracht. Gütiger Himmel, wenn man alle heiraten wollte, die man liebt!"

Die Fürstin lächelte leise. „Menschen, wie dein Bruder lieben nur einmal im Leben."

„Da sehen Sie es, liebste Mutter, wie verderblich solche Einseitigkeit werden kann", rief Adalbert lebhaft und durchquerte das kleine Zimmer mit hastigem Schritt; „übrigens" — er blieb stehen, und schwippte vergnügt mit den Fingern — „eine schwache Hoffnung hege ich dennoch, daß diese Heirat sich noch zerschlägt."

„Und deine Hoffnung, worauf gründet sie sich?"

„Auf den Hochmut der Kinder Israels . . . Ich hoffe, daß die Demoiselle Stahl dem Grafen Leuchtenburg einen Korb geben wird."

Die Fürstin ließ enttäuscht den Kopf wieder sinken. „Nein, mein Lieber, an Wunder glaube ich nicht mehr. Das verlernt man mit den Jahren."

Adalbert zog ein Tabouret heran und setzte sich zu den Füßen seiner Mutter nieder. „Hören Sie, gnädige Mama, das Wunder wäre nicht so erstaunlich, als Sie vielleicht denken mögen. Man muß diese Juden nur kennen: die Besseren unter ihnen, die ganz Frommen, die sind wie wir, Aristokraten unter sich, und halten auf Rasse. Und es ist leicht möglich, daß dieser Papa oder Onkel Stahl gegen den unwillkommenen gräflichen Bewerber sich genau so ablehnend verhält, wie die Fürstin Leuchtenburg die ihr aufgedrungene Jüdin als Schwiegertochter verabscheut."

„Adalbert", sprach die Fürstin vorwurfsvoll, „wie magst du nur leichtfertig genug sein, in dieser traurigen Sache deinen Scherz zu treiben!"

„Ich spreche vollkommen im Ernst", verteidigte sich der junge Fürst lebhaft. „Wir haben nach sehr heftigem Kampf mit Alfred Bedingungen für diese Leute aufgestellt, Forderungen, die so hart sind, daß anständige Menschen unmöglich darauf eingehen können. Ja, welche Gründe haben wir, anzunehmen, daß dieses Mädchen und ihr Oheim nicht ganz honette Leute sind? Ehrbar und loyal in ihrer Art wie wir?"

„Ach, mein Sohn, es sind doch nur Juden!"

„Nur Juden", wiederholte der Fürst, beinahe ärgerlich. „Wie wenn sie sich damit begnügten, nichts anderes zu sein? Wer gibt uns ein Recht, zu glauben, daß sie weniger auf ihre Religion halten, als wir auf die unsrige, daß bei ihnen die Bande der Familie nicht so innig wären wie bei uns? In der Kirche wie im Krieg — ein Ueberläufer bleibt mir immer ein verächtliches Geschöpf, und wenn die kleine Stahl antworten würde: ‚ich mag weder Christin noch Gräfin werden', dann soll es ihr an meiner Hochachtung nicht fehlen."

„Sie wird sich wohl hüten, eine solche Antwort zu geben."

„Ich erlaube mir, anderer Meinung zu sein, liebe Mama. Das Mädchen ist, soweit ich es beobachten konnte, ein warmblütig lustiges Ding, aber keine Spur an ihr von der Männerfängerin, für die Sie sie halten. Eine Kokette gewöhnlichen Schlages würde unsern Alfred nie erobert haben; er würde auch nie eine Intrigantin lieben, dazu ist trotz aller Ueberspanntheit sein Kopf zu klug. Nebenbei — ich glaube auch garnicht, daß das Fräulein unsern Alfred wiederliebt, wenigstens nicht in dem verwegenen Sinn, wie mein Bruder es sich wünschen mag, daß Sie Himmel und Hölle und Menschen und Teufel über ihn vergißt. Und noch eins: seit dem Tage, an dem Alfred uns so überaus stürmisch seine Gefühle für die kleine Jüdin entdeckte, habe ich ihn scharf bewachen lassen: er hat nicht ein einziges Mal in der Stahlschen Wohnung vorgesprochen, er ist auch sonst nirgends mit dem Mädchen zusammengekommen, auch keinerlei Briefe wurden gewechselt; das alles sind vollgiltige Beweise, daß der alte Stahl sein schönes Kind wohl zu hüten versteht, und daß ihm herzlich wenig daran liegt, unsere erlauchte Verwandtschaft zu erwerben."

„Lieber Adalbert, wie sehr wünschte ich, daß Du die Wahrheit sprächst! Ich glaube, ich würde dieses Mädchen liebgewinnen, wenn sie mir nur mein Kind nicht nehmen will."

Das Gesellschaftsfräulein stand in der Tür, hüstelte diskret, um sich bemerkbar zu machen und sagte mit leiser Stimme: „Baron von Schwarzenstein wartet im Vorzimmer."

„Ist willkommen," befahl der Fürst schnell. „Näher, näher, lieber Baron, wir harren Ihrer mit großer Ungeduld!"

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: M. A. Klausner, für den Inseratenteil: Arthur Scholem in Berlin.

Druck und Verlag von Arthur Scholem, Berlin C., Roßstraße 3.